



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

6. Kaisertum und Papsttum 1526-1530

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

6. Kaisertum und Papsttum 1526—1530

Es ist einer der merkwürdigsten Züge echter Geschichte, mit dem die Logik des Dramatikers nichts anzufangen weiß, der aber der Komödie vertraut ist, daß schuldhafte Gegensätze hinüberspringen auf ursprünglich unbeteiligte Paare oder Gruppen, die sich dessen gar nicht versehen, aber von der ihnen zufließenden Gegensätzlichkeit um so leidenschaftlicher ergriffen werden. Kaisertum und Papsttum hatten einander geschaffen wie Doppelsterne aus der gleichen Kraft. Sie gehörten zusammen auch in ihrer Spannung. Niemals mehr, sollte man meinen, als in diesen Jahren, da nach dem Fall von Rhodos die Lebensgefahr für den apostolischen König von Ungarn in aller Munde war, da die Ausbreitung der Ketzerei und Unbotmäßigkeit aus dem Schoße der lutherischen Bewegung dem Abendlande schreckhaft zum Bewußtsein kam; da die reichen Einkünfte der römischen Kurie aus Deutschland sehr ernstlich auf dem Spiele standen, und der regierende Papst obendrein dem Hause entstammte, das nur durch spanische Waffen wieder zur Herrschaft in Florenz gekommen war; er selbst alter Parteigänger des Kaisers, zweimal sein Kandidat bei der Papstwahl. Tragische Schuld hatte sich dagegen in dem längst unwarhaftigen Intrigenspiel zwischen der englischen und der kaiserlichen Regierung aufgespeichert. Aber sie wurde nicht gesühnt oder gelöst, sondern umgesezt in die kaiserlich-päpstliche Gegnerschaft. Tragische Schuld häufte sich von Tag zu Tag zwischen Frankreich und Bourbon, Frankreich und dem Kaiser, aber auch sie blieb zunächst ungesühnt, verschärfte vielmehr nur dieselbe Spannung, die sich schließlich auf das grauenvollste auswirken sollte.

Isabella

Indessen begann das verhängnisvolle Jahr 1526 mit heiteren, reichen, lebensfrohen Bildern. Der Kaiser und König von Spanien, der nach dem Frieden von Madrid auf die französische Krone für seine Schwester Eleonore hoffte, sobald die Formalitäten der Ratifikation in Frankreich erledigt sein würden, feierte die eigene, lange erstrebte Hochzeit mit der Infantin von

Portugal in der Pracht des Frühlings von Andalusien, das auch er zum ersten Male betrat. Anfang Februar war die Braut an der Grenze in hohen Ehren von einer vornehmen Gesandtschaft in Empfang genommen worden. Die dreiundzwanzigjährige Prinzessin hatte es leichter als die meisten ihrer fürstlichen Schicksalsgenossinnen, die einsam in fremde Lande und Umgebungen zu unbekanntem Prinzen zogen. Sie blieb nahe der Heimat, bei einem stamm- und schicksalsverwandten Volke. Der festliche, fast überschwengliche Empfang in der Hochzeitsstadt, dem reichen aufgeräumten Sevilla, wo Strom und Ufer, wie in ihrer Heimat, von Ladungen und Wimpeln der Überseefahrer, von dem bunten Getriebe der Kaufmannschaft wimmelten, wo nach arabischer Sitte das saubere Wasser auch durch Gärten, Höfe und Bäder rauschte, mochte sie ebenso fürstlich wie vertraut anmuten. Am 10. März zog der Kaiser ein, noch prunkhafter als sie selbst vor einer Woche. An demselben Tage war die Trauung und die Hochzeit. Karl brachte der Braut alle Ehrfurcht des Mannes und des Fürsten entgegen und fühlte sich selbst zeit lebens dieser kleinen, zarten, sehr weiblichen Isabella innerlich verbunden. Lizian hat sie später gemalt als Inbegriff der Vornehmheit, wie es Karl brauchte.

Als die Sommerhitze heraufzog, siedelte das junge Paar von Sevilla über Cordoba nach dem kühleren Granada hinüber, und Karl selbst mag in der paradiesischen Alhambra erst begriffen haben, welche Herrlichkeiten ihm das Leben bis dahin aufgespart hatte. Sein Wesen innerer Beharrung, äußerer Zurückhaltung und ehrerbietiger Scheu mochten der Infantin zugleich kaiserlich und liebenswert erscheinen. Seine kirchliche Haltung blieb, wie die ihrige, von strengster Form; vor der Brautnacht wurde noch die Messe gehört. Der Kardinal Salviati, der die Trauung vollzogen hatte, und der päpstliche Nuntius Baldassare Castiglione betonten immer wieder die ausgesprochene Ergebenheit des Kaisers gegen die heilige Kirche. Als der Kaiser einen hohen Prälaten, den Bischof von Zamora, einen der letzten Aufrührer aus den Tagen der Comuneros, der durch Totschlag an seinem Wächter vollends zum Verbrecher geworden war, von Rechts wegen hatte hinrichten lassen, nahm er es sich sehr zu Herzen, als er erfuhr, dadurch der Exkommunikation verfallen zu sein. Wochenlang hielt er sich vom Gottesdienste fern, um dann in dem stimmungsvollen Hieronymitenkloster bei Sevilla unter Myrten und Drangen das Glück der Wiederausöhnung mit der heiligen Kirche zu genießen.

Vertragsbruch des Königs von Frankreich Neuer Aufakt in Italien

In diesen Frieden klangen schrill die Nachrichten aus der großen Welt. Die Königin Eleonore und mit ihr Lannoy warteten vergebens auf die Erfüllung der französischen Versprechungen, zunächst also auf die Ratifikation des Madrider Vertrages. In Bayonne hatte Franz I seine Mutter wieder begrüßt; dann war der Hof langsam tiefer ins Land gezogen. Als nun der kaiserliche Gesandte de Praet mahnte, als der unruhig werdende Lannoy einen seiner Edelleute vorschickte, ließ ihnen der König am 2. April durch Robertet aus dem königlichen Rat schreiben, er habe vernommen, was Peñalosa überbracht; allein der Vertrag von Madrid, zu dem er seine Untertanen erst habe gewinnen wollen, sei wider Erwarten inzwischen in Antwerpen, Florenz und Rom gedruckt, so daß unter seinen Großen, zumal der Bourgogne, merkliche Erregung herrsche, und er sich nun erst recht mit ihnen verständigen müsse, was ihm mit Gottes Hilfe hoffentlich gelingen werde.

Lannoy, der mit der Königin in Vittoria weilte, schrieb sehr betreten an den Kaiser; er wünschte die Königin und die Prinzen dem Connétable von Castilien anzuvertrauen und dem Kaiser anderweit zu dienen. Der Kaiser jedoch beauftragte auf Gattinaras Vorschlag alsbald Lannoy selbst mit dem letzten schweren Gang; er sollte den König von Frankreich, der ja ihm ganz persönlich sein Ehrenwort gegeben hatte, noch einmal mündlich aufnehmen.

Lannoy fand den Hof in Cognac, Franz' Geburtschloß, und hier war es, daß der Vizekönig den völligen Zusammenbruch der bisher von ihm vertretenen Politik erleben mußte. Am 16. Mai berichtete er dem Kaiser, daß der ständige Gesandte de Praet und er vor den königlichen Rat gebeten seien, und man ihnen hier mit dürren Worten eröffnet habe, der Vertrag von Madrid sei erzwungen und binde deshalb nicht. Von der Rückgabe der Bourgogne könne keine Rede sein; im übrigen würde man sich entsprechend verhalten. Wieder bat Lannoy um seine Abberufung.

Aber der Kaiser wünschte jetzt Zeit zu gewinnen und hieß ihn noch verweilen. So lebte der Vizekönig wochenlang am Hofe des Mannes, der ihm so viel verdankte. Kein Wunder, daß sich die Legende alsbald der Situation bemächtigte. Schon Macqueray erzählt, der König habe voll Verständnis für die unfreundliche Aufnahme, die Lannoy zu Hause erwarten müsse, ihm in aller Form Ehren und Besitzungen des Connétable von Bourbon angetragen; Lannoy habe das abgewiesen. Daß er sehr geehrt wurde, berichtet auch Granvelle,

der mit Praet und Lannoy damals in Cognac weilte. Des Kaisers ritterliche Gesinnung dachte nicht daran, die eigene Enttäuschung Lannoy entgelten zu lassen. Als dieser in seinem Brief vom 16. Mai einfließen ließ, daß Gattinara in einer persönlichen Sache nun wohl gegen ihn wirken werde, beeilte sich Karl, ihm die erbetene Huld sofort zu erweisen. Er empfing ihn auch freundlich in Granada und ließ ihn als seinen vornehmsten Vertrauensmann neben Ugo de Moncada und Francesco de los Angeles in die wieder überaus schwierig gewordenen Verhältnisse nach Italien zurückkehren. Die eigene Italienfahrt, im Februar noch für Johanni in Aussicht genommen, verzögerte sich, sehr zum Leidwesen Ferdinands, der Hilfe in Deutschland und Ungarn und, als vornehmsten Gewinn der Kaiserkrönung, seine Wahl zum römischen Könige erhoffte. Gattinara trieb und riet und bat vergebens. Eines Tages schien ihm der Kaiser „wie aus Träumen zu erwachen“; aber es geschah doch nichts.

Die am 22. Mai 1526 in Cognac, fast unter den Augen Lannoys, vollzogene neue Liga zwischen dem Papst, König Franz, dem Herzog Sforza, Florenz und Venedig war ebenso sehr aus den uns bekannten Umständen natürlich gewachsen, wie durch die alten Eiferer an der Kurie und in Venedig betrieben worden. Das Entscheidende wurde, daß damit ohne jede Not gerade der Papst wieder unter die alten Feinde des Kaisers trat. Die Liga erfreute sich, wie man sagte, des Protektorats der Engländer, obwohl Heinrich VIII das Karl gegenüber einstweilen bestritt. Wichtiger war, daß sie die französische Auffassung von dem Vertrage von Madrid uneingeschränkt teilte, die Freigabe der Prinzen gegen Lösegeld verlangte, ebenso die Herstellung Sforzas, und es dem Papste anheimstellte zu bestimmen, mit welchem Gefolge der Kaiser zur Krönung nach Italien ziehen dürfe. Das klang gerade jetzt wie Spott und Hohn.

Gattinara sah deutlich den kirchenpolitischen Kampf heraufziehen und empfand richtig die Belastung, die ein solcher Kampf für die spanische Seele bedeuten würde. So sorgte er vor, wandte sich an den königlichen Rat von Castilien und ließ durch diesen für die Krone ausdrücklich das Recht in Anspruch nehmen, ihre Länder mit der Waffe zu verteidigen, auch gegen den Papst. Der Rat empfahl, die Waffen zu unterstützen durch Kirchengebete, wie in den Tagen der *Catolicos*; vor allem dem Papst zu erklären, daß der Kaiser in der heiligen Kirche leben und sterben wolle; ihn deshalb zu beschwören, die Waffen niederzulegen in einer Zeit, wo der Erzkaiser Luther sich erhoben und jegliche Spaltung in der Christenheit ängstlich zu vermeiden sei. Auch bei dem Kollegium der Kardinäle solle man vorstellig werden, daß sie als die Säulen der Kirche den Papst abhielten vom Kampfe gegen den Kaiser,

das vornehmste Glied der Kirche; endlich, die Cortes zu berufen und zwar nicht nur die Prokuratoren der Städte, sondern auch Prälaten und Granden, um in derselben Sache ihren Rat zu erbitten. Von Gattinara war es klug, gerade in dieser Lage den Kaiser zu ermahnen, endlich die Eidesleistung vor den Cortes von Valencia nachzuholen, wo er sich nahe der Küste befinde und seine Überfahrt nach Italien unauffällig ins Werk setzen könne.

Der Kaiser fühlte sich durch die neue Lage vor allem persönlich getroffen.

Als ihm am 17. August eine französische Botschaft in Gegenwart des Nuntius Castiglione, der uns davon berichtet, und des venezianischen Gesandten, die Auffassung der Liga unverblümt vortrug, übermannte der Zorn selbst seine sonst so gemessene Art. „Wenn Euer König sein Versprechen gehalten hätte“, sagte er den Herren, „könnten wir uns diese Verhandlungen sparen. Ich will von ihm kein Geld, auch nicht für seine Kinder. Er hat mich betrogen, er hat nicht ritterlich, nicht wie ein Edelmann gehandelt, sondern niederträchtig. Ich fordere, daß der allerchristlichste König sein Wort hält und wieder mein Gefangener wird, wenn er seinen Vertrag nicht erfüllen kann. Besser wäre, diesen Streit zwischen uns persönlich auszufechten, als soviel Christenblut zu vergießen.“ Er redete zu tauben Ohren, denn die Franzosen fühlten sich getragen von der Zustimmung ihrer Landsleute und der heiligen Liga.

Gattinara hatte mit seinem Mißtrauen recht behalten. Aber er triumphierte nicht. „Lieber hätte ich geschwiegen“, sagte er im geheimen Rat, als man seine Meinung begehrte. Aber da er gefragt sei, müsse er antworten. Die Wunde sei tödlich. Angesichts der hoffnungslosen Lage möchten doch diejenigen raten, die immer Frankreich vertraut und Italien vernachlässigt hätten. Er sehe, wie Susanna, keinen Ausweg. Der Fluch der unvermeidlichen Heimsuchung Italiens falle auf den Kaiser. Gott erbarme sich allerdings der Reumütigen; aber der Kaiser müsse seine Politik wirklich völlig ändern.

Ende Juli erwog man am Kaiserhof nochmals die so oft vorbereitete Fahrt Karls zur See nach Italien; wenn das nicht angehe, wenigstens das Eingreifen Ferdinands von Norden her. Um aber Ferdinand die Hände freizumachen, und zugleich deutsche Kräfte für dieses Unternehmen zu gewinnen, faßte man ganz überraschend die Idee eines Religionsfriedens ins Auge. Es war noch etwas sehr Bescheidenes, was man zugestehen wollte, aber es bleibt doch überaus bedeutsam, daß der Gedanke von Zugeständnissen in Deutschland zuerst um Italien willen auftauchte. Wörtlich nach einem Entwurf Gattinaras schrieb Karl darüber am 27. Juli 1526 einen sehr intimen Brief an seinen Bruder. Die Gedanken dieses Briefes weisen weit vor auf die spätere

Politik des Kaisers, wenn hier allen denen, die irgendwie durch Hinneigung zu der Sekte Luthers das Wormser Edikt verlegt und dadurch die Reichsacht auf sich gezogen hätten, Erlaß von Schuld und Strafe zugesichert werden soll, falls sie sich nur dem zukünftigen allgemeinen Konzil unterwürfen und sich inzwischen mit Person und Streitkräften in den Dienst des Kaisers stellten. Darüber wollte der Kaiser sogar ein neues, wohlverklaufuliertes, aber öffentliches Edikt ergehen lassen. Das alles freilich sollte in erster Linie dazu dienen, einen Druck auf den Papst auszuüben, wie der Kaiser ganz offen sagte; denn der Papst fürchte nichts so sehr wie das Konzil und könne nur so zur Vernunft gebracht werden.

Aber die Ereignisse in Italien selbst überholten die ausgeklügelten Feinheiten dieser Politik.

Weder die Botschaft Herreras noch die späteren Weisungen des Kaisers änderten etwas an dem schicksalhaften Zuge der italienischen Politik. Der Krieg sollte wieder beginnen, zu dem sich die verderblichste aller Verbindungen, Leidenschaft und Schwäche, die Hand gereicht hatten. Nochmals sollten die Spanier aus Mailand und Genua verjagt werden und über das alte Kampfgebiet von neuem alles das ergehen, was Gattinara in bitterer Erregung als Folge der unüberlegten Politik seines Hofes hinstellte: „endloses Beutemachen, tägliche Räuberei, Erpressung und Vergewaltigung, Schande an Frauen und Mädchen, Brandstiftung und alles andere Abscheuliche und Verderbliche zur Verwüstung des schönsten Landes.“

Noch lebte zu Florenz Nicolo Machiavelli. Seine Tage waren gezählt. Er hoffte bis zuletzt auf die Befreiung Italiens, das sich endlich ermannen sollte. Aber die Feder des großen Geschichtsdeuters hat seine letzten Erlebnisse nicht mehr festgehalten. Dagegen stand sein Landsmann, Francesco Guicciardini, als päpstlicher Gouverneur mitten in den Geschäften, die er sogar mitbestimmte, in denen seine klugen und drängenden Briefe dieselbe Klarheit des Geistes erkennen lassen, mit der er die Dinge in seiner Geschichte Italiens noch einmal darzustellen vermochte. Schmerzlich nur, daß diese klassische Darstellung von den eigenen Landsleuten so wenig Rühmlisches zu berichten hatte. Alles Große und Kühne, auch alles Elementare und unheimlich Gewalttätige, findet sich auf Seiten der kaiserlichen Generale und Soldaten, Leyva, noch einmal Bourbon und immer wieder Frundsberg; — alles Zögern, alles Bangen, alle Mattigkeit dagegen auf der Seite des Papstes und seiner Alliierten. Alle die kleinen Territorialinteressen des Papstes spielten wieder ihre Rolle: Reggio und Rubiera, Parma und Piacenza, sowie das Verhältnis zu Ferrara. Lannoy und Moncada verbrauchten sich als Vermittler im Sinne

einer hinhaltenden, vor dem Äußersten zurückscheuenden Politik des Kaisers. Das Ganze ein Bild unbeschreiblicher Verwirrung ein gutes Jahr nach der scheinbar weltgeschichtlichen Entscheidung von Pavia.

Wie um die hoffnungslose Zerfahrenheit der italienischen Verhältnisse recht drastisch zu machen, tauchte in diesem Augenblicke aus der historischen Landschaft der Campagna di Roma ein Stück tiefften Mittelalters auf, die Privatfehde der Colonna von Genzano gegen den Papst unter Führung des Kardinals Pompeo Colonna. Man fühlt sich in die Lage Bonifaz' VIII zurückversetzt. Die Colonna zogen mit stattlichem Aufgebot gegen Rom; an der Grenze Neapels, nicht weit entfernt, standen die Kaiserlichen in Reserve. Da bequimte sich Clemens VII wenigstens zu einem Vertrage mit den Colonna.

Die kaiserliche Instruktion für Ugo de Moncada vom 11. Juni bedeutete, wie die früheren Weisungen, ein fast befremdliches Entgegenkommen; sie enthielt als letzte Richtschnur, auf alle Weise die Freundschaft mit dem Papste zu wahren. Nur wenn das ganz und gar nicht zu erwirken sei, sollte Moncada die Freiheit haben, sich mit den Colonna zu verbinden. Der Papst bot den Kaiserlichen in der That keine Möglichkeiten. Ihn beherrschten neben kleinlichen Interessen die Unsicherheit und die Furcht vor denen, die es noch einmal mit der Befreiung Italiens von den Barbaren versuchen wollten, obwohl bald klar wurde, daß nach der Rückkehr Franz' I in sein Königreich auch die französischen Ansprüche auf Italien wieder lebendig geworden waren, und man nur die Wahl hatte zwischen Frankreich oder Spanien.

Clemens VII hatte seinen erneuten Bruch mit dem Kaiser schon vollzogen, ohne dessen letzte Anerbietungen abzuwarten. In einem langen Schreiben vom 23. Juni 1526, das die weitesttragenden Folgen haben sollte, verwahrte er sich gegen den Kaiser. Das Schreiben bewegte sich in dem üblichen kurialen Stil, der auch in die schneidende Kälte der politischen Höhenluft noch die weichen Schalmeyen des bekümmerten Hirten friedlicher Triften ertönen ließ und in dieser Stillosigkeit sich wie eitel Heuchelei ausnimmt. Während alle Welt wußte, welche Kräfte den Papst seit dem letzten Einfall der Franzosen in das Mailändische betört hatten, sollte nach diesem Schreiben sein ganzes Sinnen und Trachten nur bedacht gewesen sein auf Fürsorge für den Frieden in der Christenheit, der von niemand anderem gestört werde, als von diesem Kaiser, den er seinerseits mit Günstbezeugungen überschüttet habe. Moncadas Anerbietungen seien zu spät gekommen, ihn von der Ergreifung der Waffen zur Abwehr der Knechtschaft abzuhalten.

Der Sturm der Colonna war durch die Waffenruhe nur zum Stehen gekommen. Was von der Lombardei aus drohte, ahnte niemand.

In den Augusttagen des Jahres 1526, da Karl noch in Granada weilte, seine Heere in der Lombardei auf einen Angriff der Liga gefaßt sein mußten, Lannoy sich rüstete nach Neapel zurückzukehren, gelangte in Deutschland der Reichstag von Speyer zum Abschluß, den Ferdinand gefürchtet und schließlich durch ein Kompromiß beendet hatte, das eine neue Parole enthielt. Am 25. Juni mit einer kaiserlichen Proposition eröffnet, zeigte er eigentlich schon ein neues Deutschland. Man hat früher über sein Ergebnis gestritten; es war formell in der That nur ein Kompromiß; die Kräfte aber, die in ihm zum Stehen kamen, waren schon vor dem Reichstag deutlich erkennbar und zum Teil in sich geprägt. Aus der Sickingischen Fehde und dem Bauernkrieg war das Fürstentum gewaltig gestärkt hervorgegangen; es war sich in Gruppen seiner Macht bewußt geworden, und seine Bündnispolitik, seit Jahrhunderten erprobt und mißbraucht, ging einer neuen Periode der Blüte entgegen. Denn es gab jetzt größere und erregendere Fragen, als die freilich immer neu aufschießenden Erbstreitigkeiten und Grenzspäne. Man sah sich durch den burgundisch-spanischen Kaiser mit einem Male in einer geöffneten Welt und durch die Lutherfrage nicht nur innerlich, sondern auch politisch aufgerufen. Man hatte schon zu viel von den Gravamina gegen den römischen Stuhl geredet; nun erkannte man in diesem heiligen Stuhl auch eine sehr eindeutig politische Größe, die sogar mit dem Kaiser im Streit liegen konnte, was verwirrend und befreiend zugleich wirkte. Zur Beschäftigung mit den Kirchenfragen aber sahen sich Fürsten und Städte ebensosehr durch die Abwehr von Aufruhr, Schwärmerie und Unbotmäßigkeit getrieben, wie umgekehrt durch die Fürsorge für das reine Evangelium gegen römische Mißbräuche innerer und äußerer Art. So bildeten sich Fürstenbündnisse sehr verschiedener Richtung. Jene mitteldeutschen Fürsten, der Kurfürst von Mainz, Herzog Georg von Sachsen und Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, die sich im Juli 1525 zu Dessau getroffen hatten und später den Braunschweiger zum Kaiser sandten, waren gut kaiserlich und altkirchlich gesinnt; Kursachsen und Hessen dagegen, die ihren Bund in Gotha begründet und im Februar 1526 zu Torgau abgeschlossen hatten, standen in der Opposition; während die Vereinigung der Bundesgenossen gegen Sickingen, also Pfalz, Trier und Hessen den Kern einer neutralen Gruppe bildeten, zu der auch Bayern gezogen werden konnte, falls man Fürstenpolitik gegen das Kaiserhaus treiben wollte; Bayern sollte bald Gelegenheit haben, sich in einer derartigen Gegnerschaft zu fühlen.

Die Auffassung des Kaisers, der im übrigen dieses Reich weder in Anspruch nahm noch regierte, lautete sehr einfach auf Durchführung des Wormser Ediktes, Bekämpfung aller Ketzerei und allen Aufruhrs, im besten Falle Aufschub der Durchführung bis zu einem Konzil. Den meisten deutschen Ständen erschien eine so bequeme Formulierung den großen Fragen des Tages nicht mehr zu entsprechen. Das brachte der Speyerische Reichstag aufs neue zur Erscheinung. Mit dem Kaiser teilte man das Verlangen nach einem allgemeinen Konzil. Sollte es nicht sobald dazu kommen, was nach den Weltläufen anzunehmen, so begehrten sie aufs neue eine Nationalversammlung. Bis dahin aber sollte sich ein jeder Stand in Ansehung des Ediktes so verhalten, „wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät verantworten könne“. Ursprünglich hatte der Ausschuß vorgeschlagen: „gegen Gott zuvorab“; das „zuvorab“ hatte man gestrichen und so das göttliche und menschliche Recht völlig gleichgeordnet. Das war ganz unmißverständlich. Die einen fühlten sich an das historische alte Recht gebunden, die anderen griffen innerlich revolutionär nach einem noch ungeschriebenen, aber in tiefster Seele geahnten neuen Recht. Daß es möglich war, diese Antithese in den Reichstagsabschied vom 27. August zu bringen, enthüllt das unausgesprochene Gleichgewicht der Parteien.

Ferdinand hatte zum Abschluß gedrängt wegen der überaus beängstigenden Nachrichten aus Ungarn. Von den Ständen war auf sein Betreiben wirklich eine bescheidene Türkenhilfe zur Verfügung gestellt worden. Man hätte nun denken sollen, daß Ferdinand alsbald zur Aufstellung von Truppen, wenn nicht zum Eingreifen in Ungarn, so doch zum Grenzschutz nach Österreich geeilt wäre. Statt dessen finden wir ihn zunächst in Innsbruck, und selbst nach Empfang der Nachricht von der Katastrophe von Mohacz (29. August) ängstlicher bemüht um das Aufgebot zur Unterstützung der kaiserlichen Politik in Mailand, als um die Nöte an der Donau. Offenbar betrachtete er Mailand in einer ererbten universalen Neigung noch als seine eigene Sache. Man darf das nicht vergessen, wenn man später seine auch durch große Enttäuschungen nicht erschütterte Treue zu dem kaiserlichen Bruder würdigen will.

Indessen, der Zusammenbruch der ungarischen Macht bei Mohacz war eines der überraschendsten und zugleich folgenschwersten Ereignisse des Jahrhunderts. Niemand war ernstlich darauf vorbereitet. Selbst die Schlacht, wenn man sie so nennen darf, war leichtsinnig improvisiert, unter widerwilliger Teilnahme des jungen Königs, ohne Führung, ohne Plan, ein unüberlegter Ansturm unzulänglicher Haufen gegen die türkische Übermacht des Sultans Suleiman. Der König kam um auf der Flucht. Mit seinem kinderlosen Tode

aber war das ganz ungefestigte, seit den Tagen der Hunyadi ungepflegte Reich unbeerbt. Erledigt waren auch die Länder Böhmen, Mähren, Schlessien und die Lausitz — ein ungeheures, ungeordnetes, gar nicht einheitlich zu denkendes Machtgefüge, dynastisch an Polen angelehnt, vertraglich an Österreich.

So liefen die Dinge zunächst völlig auseinander. Das, was sich Maximilian bei den Erbverträgen in seiner leichten Art so einfach gedacht hatte, das Zusammenhalten dieser Lande mit Österreich, erwies sich unter diesen Umständen als eine unendlich schwierige Aufgabe. Aber sie wurde von der sicheren Tradition der nachgerade in den Händeln dieser Welt sehr erfahrenen österreichischen Staatskunst und dem zähen Herrschervillen Ferdinands gelöst.

Zunächst kam es auf die Böhmen an, deren drei Stände, Herren, Ritter und Städte, mit größter Leidenschaft auf ihre freie Wahl pochten und noch während der Verhandlungen Kisten von Urkunden und Akten kommen ließen. Der Oberstburggraf hatte die Stände beschrieben. An Kandidaten fehlte es nicht; auch der König von Frankreich ließ sich melden. Ernsthafter waren die Werbungen der Herzöge Wilhelm und Ludwig von Bayern, die sich nur gegenseitig im Lichte standen. Am aussichtsreichsten Erzherzog Ferdinand von Österreich — freilich ja nicht nach Erbrecht oder den Verträgen! Aber seine Botschafter Siegmund von Pollheim, Hans von Starhemberg und Niklas Rabenhaupt, denen sich die ersten Würdenträger von Österreich und Steiermark, Georg von Buchheim und Siegmund von Dietrichstein anschlossen, boten die in solchen Fällen nötige Mischung kühner Versprechungen und geschickter Anpassung. Durch einen Wahlausschuß der drei Stände wurde am 22. Oktober Ferdinand vorgeschlagen, am 23. in der Wenzelskapelle auf dem Hradšchin einstimmig gewählt. Das bedeutete einen ungeheuren Erfolg seines Hauses, doppelt merkwürdig angesichts der Nöte, in denen er sich stets befand, und der Klagen, die über sein Regiment verbreitet wurden. Wirkte unbewußt nicht doch das Erbrecht seiner Frau, der Erzherzogin Anna? Wirkte nicht, wie in den Tagen Sigismunds, unbewußt auch die Idee von der Zusammenfassung aller Macht des Ostens, von der mittleren Oder bis an die Donau zur Verteidigung der Christenheit gegen den Islam? Am 24. Februar 1527 konnte Ferdinand in Prag gekrönt werden. Dem Hause Wittelsbach aber blieb der Stachel dieser Niederlage.

Viel weniger einfach vollzog sich die Nachfolge in Ungarn. Die blutjunge Witwe Marie erwies sich, von ihrem schweren Schicksal ungebeugt, alsbald äußerst rührig im Dienste ihres Bruders Ferdinand. War sie bis dahin, auch in den Augen der Ungarn und Böhmen, schon ihrem Manne sichtlich überlegen

gewesen, so zeigte sie jetzt vollends die politischen Instinkte ihrer Familie, die sie später im Dienste Karls V in den Niederlanden aufs neue glänzend bewähren sollte. Aber der erste Magnat des Landes, Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, der mit seinem Aufgebot nicht mit in das Unglück von Mohacz hineingezogen war, da man ihn gar nicht abgewartet hatte, erfuhr nun mit seiner ungebrochenen Macht in den nationalen Kreisen stürmische Zustimmung zu seiner Wahl und konnte schon am 10. November in Stuhlweißenburg gekrönt werden. Das Land schien für die Habsburger verloren. Ferdinand befand sich in der doppelten Verlegenheit, daß er sich vor der vollendeten Tatsache sah und zugleich das Wahlrecht des Adels als das Entscheidende ablehnen mußte. Dieses anzuerkennen, hieß alles aus der Hand geben. So stützte er sich auf Erb- recht und Verträge und bezeichnete den vor ihm gewählten Johann Zapolya als Usurpator. Gleichwohl lehnte er eine Wahl nicht ganz ab, sondern ließ sich durch einen, wenn auch kleinen Kreis unter Vorsitz Marias am 17. Dezember in Preßburg erheben. Seine Aussichten blieben gering, obwohl die Türken nach ihrem überraschenden Erfolg ebenso unerwartet das Land wieder geräumt hatten. Aber in Johann Zapolya war nicht nur der Gegner Ferdinands im Lande, sondern auch der natürliche Bundesgenosse aller Gegner der Habsburger in Deutschland, Italien und Frankreich auf den Plan getreten. Vermittlungsversuche, wie sie der Kaiser dringend anriet, etwa von seiten des Königs von Polen, blieben stecken. Erst im nächsten Jahre sollte Ferdinand in Ungarn durch kühnen Vorstoß mehr Boden gewinnen.

Anklage des Papstes. Sacco di Roma 1527

Für das Haus Habsburg bedeutete die gewaltige Machterweiterung nach dem Osten sichtlich zugleich eine neue schwere Belastung. Der Oberstburggraf von Böhmen brachte sie auf eine fast weltgeschichtliche Formel, wenn er dem Hofkanzler Grafen Harrach schrieb: „Lieber Herr, Ihr seid noch nit über den Zaun; laßt uns oder unsere Nachkomben davon reden, welches besser gewesen wäre. Hungarn wird die anderen Lande aufzeren, und es ist besser, den Hungarn zu einem Nachbarn, er sei wie er sei, als den Türken zu einem Feind zu haben.“ Für Ferdinand aber bedeutete der Kampf um Ungarn zugleich eine Ablenkung aus dem Reich, das ihm ohnehin nicht viel bot; erst recht aus der französisch-italienischen Politik des Kaisers. Immerhin, in der Übergangszeit hatte er sich erstaun-

licherweise noch einmal um die Armee des Kaisers in Oberitalien bemüht. Wiederum war es Grundsberg, der sich rüstete, im Oktober als Retter in der Not „den Gesellen in Mailand“, unter denen er auch seinen Sohn Caspar wußte, zuzuziehen.

In Italien sah es verzweifelt aus, und aus diesen kleinstaatlichen Wirren stieg nun erst recht unheilvoll der immer größere kirchenpolitische Konflikt herauf. Am 23. September 1526 hatte die kaiserliche Besatzung von Cremona kapitulieren müssen, aber in denselben Tagen, am 21., waren die Colonna nun doch in Rom eingedrungen, hatten den Papst gedemütigt und unter anderem zur Absolution von der Schuld dieses Überfalls gezwungen, ohne daß damit in dem Gemüt des Papstes und in seinen Absichten, sich zu rächen, irgend etwas geändert worden wäre.

In denselben Septembertagen beantwortete der Kaiser in Granada jenes Breve des Papstes vom 23. Juni, das ihn so ungerecht und so unklug angeklagt hatte. Was man längst vermutet hat, ergibt der archivalische Befund von Simancas: die Antwort stammt aus der Feder des Sekretärs Alonso Valdes, der sich damit als kirchenpolitischer Publizist von Rang im Kabinett Gattinaras erdies. In einer bisher nicht gewohnten Diktion geschliffener Sätze focht seine Feder gegen den altmodisch gewordenen Stil der Kurie. Die Schwächen und Unrichtigkeiten des Breves wurden schonungslos bloßgestellt; es sei nicht richtig, daß alle Könige den Papst gedrängt hätten; von den Königen von Portugal, Ungarn, Böhmen, Polen und Dänemark wisse man bestimmt das Gegenteil, und was England betreffe, so habe sein König gleichfalls die Liga verleugnet. Dann geht er zum Angriff über auf diese Politik der Kurie, von der Haltung Leos X im Wahlkampf an über die Tätigkeit Clemens VII vor Pavia und die Versuchung des Pescara bis zu all den Sünden dieses Vaters einer Christenheit, die das ihrerseits nicht fassen könne; bedrückend für den Kaiser, der sich wie im Traume fühle. Der Papst behaupte, sich verteidigen zu müssen, wo ihn doch niemand in der Welt angegriffen habe. Dagegen, so weisagt der Kaiser durch Alonso Valdez, müsse dieser Krieg zum Ruin der Kirche und zur Zerstörung der christlichen Gemeinschaft führen. Sei er, der Kaiser, es nicht gewesen, der sich in Deutschland vor den apostolischen Stuhl gestellt habe gegen die Gravamina? Auch heute noch wünsche er den Frieden. Lege der Papst die Waffen nieder, so würden alle anderen seinem Beispiel folgen, und man könne die Kraft der Christenheit gegen Ketzer und Türken kehren. Fahre aber der Papst fort, die Rolle nicht des Vaters, sondern des Feindes, nicht des Hirten, sondern des Wolfes zu spielen, dann werde der Kaiser notgedrungen an ein allgemeines Konzil appellieren.

Es waren Töne berechtigter Empörung, die sich zum Sturmgeläut steigerten durch ihr wohlvorbereitetes Hinaustreten an die Öffentlichkeit. Zunächst wurde der Schriftsatz in der Wohnung des Großkanzlers an den päpstlichen Nuntius feierlich übergeben, im Beisein von Bartolomeo Gattinara, Kanzler von Aragon, Jean Lalemand, Kabinettssekretär des Kaisers, des Sekretärs Alonso Baldes und des Notars Alexander Schweiß aus der Diözese Trier, der darüber ein Protokoll aufnahm. Castiglione antwortete, er habe inzwischen ein zweites Schreiben des Papstes (vom 25. Juni) erhalten mit dem Auftrage, es statt jenes ersten zu übergeben. Man hatte die Übereilung in Rom selbst empfunden. Der Nuntius sagte deshalb, aus dem zweiten Schreiben ergebe sich, wie unnötig und wie unangemessen diese Antwort sei; da er aber lieber ein Nuntius der Eintracht als der Zwietracht sein wolle, nehme er den Streitbrief entgegen.

Der Nuntius begnügte sich freilich nicht mit dem formellen Protest im Hause Gattinaras. Er ließ sich alsbald beim Kaiser melden, um über die Schärfe der kaiserlichen Äußerungen Klage zu führen. Der Kaiser empfing ihn wie gewöhnlich höflich und gemessen, beruhigte ihn außerdem durch ein eigenhändiges Billett, das der Nuntius aufbewahrt hat, und das etwa lautete: „Herr Nuntius! Nachdem Ihr mein Antwortschreiben an Seine Heiligkeit entgegengenommen habt, durch das ich unberechtigte Anschuldigungen zurückwies, habe ich Euch meine Meinung mündlich eingehender dargelegt und hoffe, daß der Papst darnach in Zukunft wieder die Haltung eines guten Vaters zu seinem ergebenen Sohn einnehmen wird. Ich der König.“

Allein trotz dieser persönlichen Glättung der Beziehungen ließ es der Kaiser doch geschehen, daß seine Antworten, sowohl auf das Schreiben vom 23., wie auf dasjenige vom 25. Juni, auch dem Papst selbst vor versammeltem Konfistorium in den Räumen am Papageienhofe des Vatikans am 12. Dezember förmlich ausgehändigt wurden; nicht minder in die Hände des Kardinals Orsini ein Schreiben an das Kollegium der Kardinäle, das sie aufforderte, beim Versagen des Papstes ihrerseits ein allgemeines Konzil auszusprechen. Auch über diese Vorgänge wurde ein Notariatsinstrument aufgenommen durch Alonso Cueva. Die Originale der Instrumente vom 17. Sept. und 12. Dez. liegen in Simancas und Madrid. Den gesamten Schriftwechsel aber, einschließlich der Notariatsinstrumente, ließ die kaiserliche Regierung alsbald durch den Druck verbreiten und zwar zusammen mit der von Gattinara konzipierten Antwort, die der Kaiser wieder einige Wochen später, am 12. Februar 1527, den Gesandten der Liga, also des Papstes, der Franzosen und der Venezianer erteilen ließ. Auch über diesen Akt wurde ein Protokoll aufgenommen mit Heinrich von

Nassau, Don Juan Manuel, Don Garcia Loaysa, Bischof von Osma, Präsident des Indienrates und kaiserlichem Reichsvater, Ludwig von Flandern, Herrn de Praet und dem ganzen Staatsrat als Zeugen. Von der Gegenseite wurden der apostolische Nuntius Baldassare Castiglione, die französischen Gesandten Jean Coulinot, Präsident von Bordeaux, und Gilbert Bayard, sowie der Gesandte Venedigs, Andrea Navagero aufgeführt. Am 17. Februar folgten Schreiben an den Herzog von Mailand und an den Dogen von Genua.

Während alle diese Briefe die Welt durcheilten, natürlich auch in Deutschland alsbald nachgedruckt wurden, bedeutete der Schriftwechsel als solcher nur ein diplomatisches Vorspiel.

Denn die militärische Lage in Italien hatte sich mittlerweile höchst sonderbar gestaltet. Jörg Frundsberg war wirklich wieder einmal über die schon winterlichen Alpen gezogen und hatte, dank der Unterstützung mit Geschützen durch den Herzog von Ferrara, den der Kaiser vor dem verspäteten Angebot des Papstes für sich gewonnen hatte, bereits den Übergang über den Mincio erzwungen, wobei ein Geschöß den Befehlshaber der päpstlichen Truppen, Giovanni Medici, tödlich verwundete. Das war Ende November 1526 gewesen. Militärischer Führer der Liga blieb der Herzog von Urbino, der sich aber in allem Zeit ließ. Des Papstes Verhalten schwankte je nach den Nachrichten, die ihm aus Frankreich oder England oder über seine anderen Verbündeten zukamen. Am Neujahrstag wandte er sich in feierlicher Ansprache gegen Lannoy und die Colonna; damals glaubte er schon des unmittelbaren Eingreifens der Franzosen sicher zu sein. Diese freilich begehrten als Lohn für die „Befreiung Italiens“ jetzt ausdrücklich auch Neapel! Lannoy traf mit dem Papst wechselnde Abmachungen. Allein die treibende Wucht der Ereignisse lag weder in Neapel noch in Rom, sondern bei den kaiserlichen Truppen in der Lombardei.

Der Zustand dieser Truppen wurde eine von den historischen Kräften, die aus längst vergangenen Stimmungen und Willensentschliefungen entstanden, von unsichtbaren Mächten geleitet, ihre furchtbar zerstörende Wirkung gleich ungeheuren unheimlich rollenden Kugeln wie vom Zufall zu erhalten scheinen. Während Leyva Mailand hielt, vereinigten sich bald nach Mitte Februar 1527 Frundsberg und Bourbon. Es fehlte wie gewöhnlich an Geld. Das Heer trieb sich selbst vorwärts in den Kirchenstaat. Ohne Bezahlung gerieten die Knechte in eine immer wildere Stimmung. Die Not und die Entbehrung, die man litt, legte man dem Papst zur Last, in dem man des Kaisers größten Feind erblickte. Die Deutschen brachten dazu noch ihre volkstümlichen Empfindungen mit von dem habgierigen und unfriedlichen Antichrist in dem römischen Babel.

So entstand aus den widersprechenden Regungen der Kaisertreue, des spanischen Stolzes, der evangelischen Leidenschaft, aus Hunger und Entbehrung, dem schlechten Gewissen über die eigene Unbotmäßigkeit, aus Habgier und Beutelust, die trotzig drängende Stimmung gegen das reiche und lasterhafte Rom. Der Herzog von Urbino, von den Venezianern zurückgehalten, hinderte nicht. Der Herzog von Ferrara half solange er konnte mit Geld, aber es genügte nicht. Die Knechte meuterten, und man wußte sie nicht zu bändigen. Grundsberg ließ nach alter Sitte einen Ring bilden und trat mit dem Vornehmsten der Führer, Philibert von Dranien, hinein, um den Leuten zuzusprechen, wie einst vor Pavia. Vergebens. Sie überschrieten ihn mit dem Rufe nach „Geld“ und aber „Geld“. Einige Spieße senkten sich drohend gegen ihn. Das brach dem starken Mann das Herz. Als einen Kranken brachten sie ihn nach Ferrara. Konrad Bemelberg, genannt der kleine Heß, übernahm sein Kommando; aber es war gar kein Kommando mehr; niemand in der Welt hätte diese unbezahlten Massen nach der Lombardei zurückgebracht. Grundsberg hatte etwas fallen lassen von Bezahlung in Rom. Das erfüllte sie. Und nun wälzten sich die Haufen vorwärts, durch Luskana, an Florenz und an Siena vorbei. Sie näherten sich Rom.

Lannoy und sein Gesandter Hieramosca, die das Heer auf Grund ihrer Abmachungen mit dem Papste zurückzuhalten suchten, waren so machtlos wie die eigenen Generale. Dem Papst kam seine Lage erst langsam zum Bewußtsein. Jetzt bot er 150 000 Dukaten zur Beschwörung der Elemente. Sie wollten 300 000. Dem Papste hatten Einsichtige längst geraten, zur Beschaffung von Geld ein halbes Duzend neuer Kardinäle zu kreieren. Dazu mochte er sich in seiner inneren Unsicherheit nicht herbeilassen. Als er es doch tat, war es zu spät.

Am 5. Mai lagen die Truppen vor der ewigen Stadt. Am 6. begann der Sturm frühmorgens mit großer Hefigkeit. Bourbon fiel gleich beim Besteigen der ersten Sturmleiter und sühte damit sein längst tragisch gewordenes Leben. Dranien wurde schwer verwundet. So tobte sich das endgültig führerlos gewordene Heer aus. Sie nahmen die Leostadt, belagerten den Papst in der Engelsburg, sie überschritten den Tiber, sie nahmen das ganze heilige Rom und ließen es sich wohl sein auf Plätzen und in Palästen. Ein Rausch der Erfüllung für diese Soldateska, ein gellendes Wahrzeichen für die Politiker der Kurie.

Der Geschichtsschreiber Karls V darf bei den über viele Monate ausgedehnten Greueln der Plünderung Roms, des Sacco di Roma, und ihrer Rückwirkung auf das Lebensgefühl der sogenannten Renaissance nicht verweilen, schon weil der Kaiser sie gar nicht gewollt, vielmehr auf alle Weise durch seine Vertreter zu vermeiden gesucht hat. Nachdem freilich das ungeheure Ereignis einer Gefangensetzung des Papstes einmal erfolgt war, hat die kaiserliche Politik es allerdings nicht verschmäht, daraus auf ihre Art Gewinn zu ziehen. Monate vergingen wieder mit Verhandlungen, die uns in die Gesinnungen und das Kräftespiel am Hofe merkwürdige Einblicke tun lassen. Das hat noch einen ganz besonderen Grund. Zu der Zeit nämlich, da der Papst Gefangener kaiserlicher Truppen war, und diese Truppen ohne Oberbefehlshaber sich in Rom austobten, war der Kaiser selbst ohne seinen wichtigsten Berater.

Es liegt ein Schleier über der Reise des Kanzlers nach Oberitalien, und er selbst sagt in seiner Autobiographie, daß sie am Hofe und bei den fremden Gesandten viel kommentiert worden sei. Daß tiefe Verstimmungen zugrunde lagen, scheint mir nicht zweifelhaft; Gattinara hatte sich in Arbeit und in Sorge verzehrt, mit wenig Dank und Lohn. Im Herbst 1524 wurden ihm einmal seine Bezüge für zwei Jahre und drei Monate, sowie der Ersatz für die Reisekosten nach Calais, alles zusammen in Höhe von 14628 Dukaten nachträglich ausgezahlt; was bedeutete das gegen die fürstlichen Einnahmen und Ehren Wolseys, mit dem er sich getrost vergleichen konnte? Und mit welchen Schwierigkeiten hatte er unausgesetzt zu kämpfen!

Ende März 1527 hatte Gattinara Urlaub genommen, nebenbei gewiß auch um nach seiner Familie und nach seinen Gütern in Piemont zu sehen; wie er selbst einmal andeutete, zugleich dem Kaiser in Italien „den Weg zu bereiten“. Seinen Urlaub begann er auf dem Montserrat, jenem gespenstlich ragenden Felsenberge, auf dem sich trübe Stimmungen schon lüften und reinigen lassen; es ist auch, als ob er diese Wirkung verspürt hätte; denn langsam, als wolle er noch zurückgerufen werden können, fuhr er über Barcelona nach Palamos und ging erst Ende Mai in See, offenbar noch immer ohne Nachrichten von Rom. Vor der Weiterreise schrieb er dem Kaiser, er höre von seinen Freunden am Hofe, daß Gerüchte umliefen über seine Entfernung, daß er gebeten werden wolle zurückzukehren, daß er nur seine Bezüge erhöhen wolle. Der Kaiser möge sich an das erinnern, was zwischen ihnen persönlich geredet sei, und den Verleumdungen nicht sein Ohr leihen. Er werde in drei Monaten zurückkehren, spätestens

im September, und jedenfalls, wenn der Papst nach Barcelona komme. Die von Lalemant entworfenen Antworten des Kaisers sind freundlich und entgegenkommend, verlängerten den Urlaub und hielten den Kanzler über das Politische auf dem Laufenden.

Das erste ausführlichere Schreiben Gattinaras datiert vom 7. Juni aus Monaco, einer wichtigen Post- und Schiffsstation, auch für den kaiserlichen Dienst. Es berichtet von seiner Landung und der glänzenden Aufnahme, die er bei dem Herrn der Stadt, Agostino Grimaldi, Bischof von Grasse, einem Partei-gänger des Kaisers, gefunden habe; insbesondere von den Freudenfeuern und Salutschüssen zu Ehren der Geburt des Prinzen von Spanien. Denn am 21. Mai war zu Valladolid dem Kaiser der Erbe geboren, der am 5. Juli bei der Taufe den alzburgundischen Namen seines Großvaters Philipp erhielt; Paten waren Inigo Velasco, Connétable von Castilien, Juan Zuñiga und die Königin Eleonore. Es fügte sich, daß in demselben Juli auch König Ferdinand seinen ersten Sohn bekam, Maximilian, den späteren Kaiser. Die Dynastie stand nun für die nächste Generation wenigstens wieder auf vier Augen. Unter den Glückwunschschriften an den Kaiser befand sich auch ein solches von dem gefangenen Papst aus der Engelsburg.

Sonderbarer Zustand dieser Christenheit und ihres weltlich-geistlichen Gefüges! Denn auf der anderen Seite beeilten sich Frankreich und England, ihre alten Gegensätze zu begleichen und sich angeblich um des Papstes willen gegen den Kaiser zu verbinden. Das dem Kaiser so lange befreundete England warf damit seine Maske ab; das eben scheinbar versöhnte Frankreich schickte sich an, durch Bündnis und Krieg bessere Bedingungen als die beschworenen zu erlangen. In diesen beiden Richtungen, Ausgleich mit dem Papst und neuer Krieg mit England und Frankreich, hat sich auch unsere nächste Darstellung zu bewegen.

Was Gattinara zur Lage meinte, vertraute er einer Beilage zu seinem Schreiben an. Nach seiner Autobiographie schwankte er auf die erste Nachricht von den Vorgängen in Rom ganz ernstlich, ob er dem Kaiser besser zu der Erklärung rate: was in Rom geschehen sei, habe seinem Willen entsprochen; er habe nicht die Priester, wohl aber die Feinde der Christenheit gezüchtigt. Oder aber, ob er das Geschehene völlig verleugnen solle. Er entschied sich mit gewissen Vorbehalten für das letztere.

Die erschütternden Ereignisse, schrieb er also am 7. Juni, würden alle Welt erregen; man werde sie dem Kaiser zur Last legen, und dieser müsse sich rechtfertigen, ohne die Früchte der wunderbaren Siege einzubüßen, die ihm Gott aufs neue geschenkt habe. Deshalb sei sogleich durch Valdes, der das könne, allen Mächten der Christenheit das tiefste Bedauern über die Vorgänge aus-

zusprechen, aus denen man jedoch die Lehre ziehen solle, daß es nun wirklich zu Ende sein müsse mit diesen Kriegen und Nöten der Christenheit; was nicht zu erreichen sein werde ohne ein allgemeines Konzil zur Austilgung der Häresien, zur Reformation der Kirche und des weltlichen Standes. Dazu müßten sich jetzt Papst und Kardinäle, oft gebeten, endlich verstehen. Sodann solle sich der Kaiser entscheiden, ob er nun, was alle Welt ihm rate, wirklich nach Italien ziehen wolle; wenn ja, sofort alles Geld zusammenfassen, dann unter dem Vorgeben von Cortes in Aragon nach Valencia oder Cataluña kommen und mittlerweile die Flotte rüsten zur Hilfe für Genua gegen Frankreich sowie zur eigenen Überfahrt. Zum Nachfolger Bourbons müsse man den Herzog von Ferrara gewinnen, der ja schon den Titel des Generalkapitäns führe, mit der Bitte, den bei den Truppen beliebten Prinzen von Oranien als seinen Lieutenant anzunehmen. Damit aber der Herzog nicht zu eigenem Nutzen Krieg führe, sollte man als Vertreter der Person des Kaisers über beide den Vizekönig stellen. Freilich, wenn der Kaiser nicht selbst nach Italien ziehe, wäre für dieses Amt schließlich König Ferdinand doch weitaus der Geeignteste.

Was aber Mailand betreffe, so sei es für den Fall der Schuld Sforzas dem Herzog von Bourbon zugesprochen, jetzt also verfügbar. Es selbst zu behalten, empfehle sich aus öfter erörterten Gründen nicht; es an Ferdinand zu geben, würde die Venezianer aufbringen und sie den Türken in die Arme treiben; es ohne weiteres Sforza zurückzugeben, den Schein erwecken, als habe der Kaiser ihm Unrecht getan. Deshalb sei die Untersuchung nötig, der sich Sforza stellen möge, jedoch alles in der Schwebe zu halten bis zur Ankunft des Kaisers. Ist dann der Herzog schuldig befunden, mag der Kaiser anderweitig über Mailand verfügen, etwa zugunsten seines eigenen Sohnes (was er nach Jahren wirklich tat); einstweilen jedenfalls es durch einen Gouverneur regieren lassen und die Finanzen in die Hände eines Tresorier und eines Receveur legen. Parma und Piacenza sollten wieder mit Mailand verbunden werden, Florenz und Bologna glimpflich behandelt, damit sie dem Kaiser ergeben blieben. Die Venezianer aber, die allerdings besondere Schuld trügen an dem letzten Kriege, würden in Sorge sein; deshalb sei auch ihnen bis zur Ankunft des Kaisers noch Hoffnung zu lassen. Denn der Kaiser müsse immer im Auge behalten, daß er mit einer siegreichen Armee, gestützt auf Italien, auf dem Wege zur Weltmonarchie sei; in dieser Stellung würden ihm alle seine anderen Länder von selbst dienen.

Während man in Valladolid diese Ratschläge las, wurde Gattinara auf der Fahrt an der Riviera von französischen Galeeren beschossen, geriet in das blockierte Genua, kam aber ungefährdet wieder hinaus und gelangte über Korsika

nach Spanien zurück. Dort erfüllte er auf dem Montserrat ein Gelübde, wohl aus den Tagen des Überfalls, um noch im Oktober wieder am Hof zu erscheinen.

In der Zwischenzeit waren in der Umgebung des Kaisers mit der üblichen Verzögerung sehr wesentliche Dinge verfügt worden.

Der Hintergrund dazu läßt uns in bis dahin unenthüllte Tiefen blicken. Schon einmal, in einem für die deutsche Geschichte entscheidenden Augenblick, bei dem ersten Zusammensein des jungen Kaisers mit deutschen Fürsten in Köln, war die große Figur des Erasmus von Rotterdam vor uns aufgetreten. Jetzt begegnet sie uns auf spanischem Boden zum zweitenmal. Sein „Handbuch für den christlichen Streiter“ war soeben (1527) auch in das Spanische übersetzt und sogar dem Großinquisitor, dem Erzbischof von Sevilla, Alonso Manrique de Lara, gewidmet, einem der ältesten spanischen Vertrauten des Kaisers; auch der Erzbischof von Toledo, Alonso de Fonseca, der den Infanten getauft hatte, und der Großkanzler selbst gehörten, wie Alonso und Juan Valdes, zu den ausgesprochenen Verehrern des Erasmus. Aber die von Erasmus oft genug mit herber Kritik bloßgestellten Bettelmönche zogen auf den Kanzeln gegen diese moderne und etwas weltliche Theologie zu Felde. Unter Vorstiß Manriques wurde zu Valladolid verhandelt und angesichts der Hefigkeit der Mönche sogar ein Breve Clemens' VII an den Erzbischof erwirkt, das die Angriffe auf den „Vorkämpfer gegen Luther“ unter Androhung kirchlicher Zensuren verbot.

Ein halbes Jahr vorher hatte Gattinara schon in einem für ihn überaus bezeichnenden Schreiben an Erasmus unter Anspielung auf derartige Gegensätze geäußert, die Christenheit scheine ihm in drei Teile zu zerfallen, nämlich solche, die blind und taub auf den römischen Papst schwörten — einerlei ob er gut oder schlecht regiere —, und andere, die ebenso hartnäckig zu Luther hielten; beiden fehle es an eigenem Urteil, ihr Lob sei Schande und ihre Schmähung Ehre. Die dritte Gruppe suche nichts als die Ehre Gottes und das Wohl des Staates, entgehe freilich um so weniger der Verleumdung; sie stehe in treuer Bewunderung zu Erasmus. Vom Kaiser erhoffe er die Ausrottung der lutherischen Ketzerei und die Reform der Kirche.

Diese Anschauungen teilten die Sekretäre Gattinaras, vor allem Alonso Valdes. Sie schrieben nun aus dem Drange ihres Herzens, wie einst Hutten in den Tagen des Kampfes, auch um der Wirkung willen, in ihrer Volkssprache. Die politischen Dialoge Mercurio y Caron und der noch schärfere Lactancio y el arcediano wurden zugleich die wirksamste Formulierung erasmischen Geistes und hervorragende Denkmäler der spanischen Sprache. Schon Gattinaras Brief ließ den auch in der Gedankenwelt seiner Umgebung mächtigen staatskirchlichen Einschlag erkennen.

So hat denn in Gattinaras Abwesenheit Alonso Baldes weiter die kirchenpolitische Feder geführt. Wir sehen ihn in demselben Sinne noch jahrelang tätig; neben ihm seinen Bruder Juan, der einmal in Neapel Mittelpunkt eines wirklich reformatorisch gesinnten Kreises werden sollte. Es sind Gedanken, die wir von Erasmus und von Gattinara kennen, wenn in den Dialogen das Bild des christlichen Königs gezeichnet wird, erhaben über Ländergier, Pracht und Trug, vielmehr hingegeben dem Glück seines Volkes. Erasmisch ist vor allem die unmittelbare Beziehung dieser weltlichen Dinge auf das Vorbild Christi und seines Evangeliums.

Am 5. Juni war unter Übergabe der festen Plätze und vornehmer Geiseln die Kapitulation des Papstes erfolgt, die ihn auch formell zum Gefangenen machte. Eine kaiserliche Besatzung war in die Engelsburg eingerückt unter Führung des erfahrenen Marcon, vor kurzem noch Wächter Franz' I. Das war die Lage, als man in Spanien beriet.

Am 21. Juli 1527 bestimmte der Kaiser den Pierre de Veyre, Herrn von Mont St. Vincent, zum Gesandten nach Italien, fertigte ihn aber erst am 18. August mit einer überaus wichtigen Instruktion ab. Sie hielt sich im Rahmen der Ideen Gattinaras, verschärfte sie aber in der Papstfrage und behauptete auch sonst einen eigenen Ton. Erste Aufgabe des Botschafters sollte sein, das Bedauern über die römischen Untaten auszudrücken, doch mit dem Zusatz, da Gott es so gefügt habe, freue sich der Kaiser, daß nun der Weg frei sei für die Erfüllung der Pflichten des Papstes im Sinne des Friedens in der Christenheit und einer Reformation der Kirche, wie man das im geheimen Räte besprochen habe. Der Wunsch des Kaisers wäre es gewesen, sogleich aufzubrechen, dem Papst die Füße zu küssen und ihm die Freiheit wiederzugeben. Zur Zeit fehle es an den Zurüstungen. Aber Veyre solle dem Vizekönig Lannoy mitteilen, daß der Kaiser an dem Plane festhalte, nach Italien zu kommen, nicht um der Eitelkeit seiner Krönung willen, sondern um seine Pflichten zu erfüllen gegenüber der heiligen Kirche als der Braut Christi; auch um Gott zu danken für die Siege, die er ihm immer wieder verleihe. Da der Vizekönig wisse, wie oft der Papst versprochen habe, nach Spanien zu kommen, vor allem zur Herstellung des Friedens mit Frankreich, so könnte man das jetzt ins Werk setzen unter Anwendung aller Vorsicht — beachtenswert, wie den Kaiser die Analogie zu dem Gefangenen von Pavia beherrschte. Sollte aber das Kommen des Papstes nicht angängig sein, so möchte er ihm gleichwohl großmütig die Freiheit zurückgeben; freilich — und hier kommt die zweite Analogie zu dem Erlebnis mit König Franz — erst nachdem die vollkommensten Sicherheiten gegeben seien

gegen Betrug und bösen Willen. Die Sicherheiten im einzelnen zu bestimmen, überlasse er Lannoy, doch werden mehrere feste Plätze und Städte, auch Bologna, ins Auge gefaßt, dazu vornehme Geiseln — alles bis der Papst seine Pflicht gegen die Christenheit erfüllt habe.

Von Lannoy in Neapel solle der Gesandte weiter eilen zum Papste selbst, ihm zum Ausdruck bringen, daß der Kaiser zu seinem Leidwesen vernommen habe, welche Schändlichkeiten sehr gegen seinen Willen vorgekommen seien, die er am liebsten mit dem Einsaß seiner Person verhindert hätte. Nicht minder schmerze ihn die Spaltung in der Christenheit, besonders die Auflösung Deutschlands, das sonst allein in der Lage sei, den Ungläubigen zu widerstehen. Er biete deshalb die Hand zum Frieden auf billige Bedingungen, wie sie Lannoy formulieren werde. Er freue sich, daß der Papst zur Friedensvermittlung nach Spanien kommen wolle, wie er noch neuerdings durch den General der Franziskaner habe sagen lassen; das werde dem Papst zum weltlichen Ruhme und zur ewigen Glorie gereichen. Erst mit dem freigegebenen Papste wolle er über weltliche Dinge verhandeln, über Geldzahlungen in Italien, über den Herzog von Ferrara, auch über Mailand, wo aber der Papst kein Recht habe, sich einzumischen.

Deyre war nicht mehr in der Lage, seinen Auftrag zu vollführen. Denn das erste, was er am 30. September zu melden hatte, war der Tod des Vizekönigs. Karl von Lannoy hatte wohl, gleich Pescara, seinem Körper durch die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Jahre zu viel zugemutet und seine Widerstandskraft so geschwächt, daß er der Seuche, die in Rom gewütet und auch ihn ergriffen hatte, nicht mehr Herr wurde. Am 23. September endete er in Aversa, zuletzt gepflegt von seiner zu ihm geeilten Frau.

Auch sonst hatte sich die Lage inzwischen tief verändert. Denn die aufregenden Nachrichten von den römischen Ereignissen und von der Gefangenschaft des Papstes gaben allen alten Gegnern des Kaisers eine erwünschte neue Parole. Aus Bedenken und Zögern wurden Kriegseifer und Leidenschaft, und die schlechtesten Beweggründe fanden in der „Befreiung des Papstes“ ihre wohlklingende Rechtfertigung.

Am spanischen Hofe, der sich für die Wintermonate 1527/28 von Valladolid nach Burgos begeben hatte, setzten sich die nach und nach einlaufenden Nachrichten nur sehr langsam in Entschliefungen um, weil sich der Kaiser während des Aufenthalts in diesen längst so friedlich und ergeben gewordenen Königreichen in eine neue Weltfremdheit verloren hatte, die in den Zeitmaßen des Handelns wie des Denkens immer weiter hinter den aufregenden Ereignissen

zurückblieb. Die Tage des jungen Fürsten vergingen an der Seite der erlauchten Gemahlin in lässig geführten Geschäften, höflichem Spiel und Genuß, nicht ohne Anwandlungen zu einem strafferen Lebensstil in den Auseinandersetzungen mit Gattinara, dem Beichtvater Loaysa und den mannigfach sich bekämpfenden Stimmungen des Hofes. Der Briefwechsel mit seinem Bruder Ferdinand, der Lante Margarete und den auswärtigen Gesandten, mehr noch die laufenden Berichte von Ferdinands Vertreter Martin de Salinas, geben uns ein Bild von diesem Dasein, das noch immer etwas Halberschlossenes hatte.

Die späteren Aufzeichnungen des Kaisers selbst freilich und der Briefwechsel mit Loaysa aus den nächsten Jahren lassen erkennen, daß unter der Kruste von Nichtigkeiten das Innenleben des Kaisers, die Beobachtung der Menschen und die Beschäftigung mit den tieferen Problemen seiner unübersehbaren Herrschaften keineswegs ruhten. Er arbeitete an sich, kämpfte mit seinen Hemmungen und Begehrungen, wenngleich unter unausgesetzten Rückfällen in eine wohl auch körperlich bedingte geistige Ermüdung. Da alle seine Unternehmungen schließlich immer wieder gut ausgingen, fühlte er die Hand Gottes über sich und glaubte, mit seinen bedächtigen Überlegungen und Instruktionen auf dem richtigen Wege zu sein. Gerade der Sacco di Roma konnte ihn zwar lehren, daß die Dinge vielfach aus eigenen Gesetzen liefen; aber selbst diese furchtbaren Ereignisse deutete man am Hofe, wie wir gesehen haben, rein als Fügung Gottes.

Auch die Ratsitzungen, die uns einen zwar begrenzten, aber doch überaus erwünschten Einblick in das um den Kaiser wirksame Kräftefeld gestatten, haben etwas ermüdend Schleppendes. Lieft man das Protokoll des geheimen Rates unmittelbar nach Rückkehr Gattinaras und nach Eingang der Berichte des Pierre de Beyre im Herbst 1527, so ist man doch erstaunt, wie wenig im Rat auf reelle Maßregeln ernstlich gedrungen wurde. Lalemand protokollierte. Zugewesen waren de Praet, La Chaulz, der Beichtvater Loaysa, Juan Manuel, Nassau, Gattinara und der Kaiser. Das spanische Element verstärkte sich nun von Sitzung zu Sitzung; es sprachen nur noch de Praet und La Chaulz französisch; Loaysa, jedenfalls Manuel, auch Nassau, Gattinara und der Kaiser redeten spanisch. Praet votierte, daß man den Papst unter allen Umständen freilassen müsse auf die Bedingungen, die Beyre mitgeteilt seien; wenn der Kaiser es nicht tue, würden andere es tun; nach der Freigabe sei die Bewilligung der Cruzada zu fordern. La Chaulz schloß sich an. Der Beichtvater betonte, daß der Kaiser durch seine Bedingungen die nötigen Sicherheiten habe; daß er auf die Engelsburg verzichten müsse, daß man das Lösegeld erlassen könne, wenn

die Cruzada bewilligt sei. Manuel mahnte zur Vorsicht, riet eine geeignete Person zu senden oder Ugo de Moncada (dem Lannoy alles übergeben hatte) Vollmachten zu erteilen; dann die Freigabe des Papstes zu veröffentlichen. Auch Nassau billigte die Reihenfolge: Sicherheiten, Freigabe, Cruzada. Gattinara hob noch einmal hervor, daß der Kaiser den Papst als Papst nie hätte gefangen nehmen dürfen, höchstens als Simonisten; wenn man die festen Plätze erhalte, die Cruzada und die Benefizien, könne der Kaiser auf das Lösegeld verzichten, den Papst wieder einsetzen und Frieden machen unter Ermahnung zum Konzil. Der Kaiser schloß: in Valladolid habe man geglaubt, dem Papst die Bedingungen Beyres stellen zu sollen; auch jetzt sei er einverstanden mit der Freigabe des Papstes, doch blieben allerlei Bedenken; der Nuntius habe dieser Tage noch gesagt, der Papst verlange die Rückkehr seines Hauses nach Florenz; Schwierigkeiten bestünden auch wegen Parma und Piacenza, Modena, und der Colonna; im übrigen müsse man sich schriftlich sichern gegen Bruch des Vertrages, die Soldaten aus Mitteln der spanischen Kirche und des Papstes bezahlen und in allem den Willen Gottes erfüllen.

Die kaiserlichen Einwände bezogen sich darauf, daß die an der Liga beteiligten Florentiner in den Tagen der höchsten Verzweiflung über den mediceischen Papst und seine ebenso unentschlossenen Statthalter, die ihnen das kaiserliche Kriegsvolk ins Land zogen, wieder einmal das Regiment der Medici gestürzt und ihre alte Staatsform hergestellt hatten. Umgekehrt war zwischen dem gefangenen Papst und dem einst so unverföhnlichen Kardinal Pompeo Colonna noch in den Gemächern der Engelsburg eine rührende Versöhnung gefeiert worden.

Inzwischen hatte der Papst erst den General der Franziskaner, Francisco Quiñones, dann den Kardinal Farnese, den späteren Papst, zum Kaiser gesandt; doch blieb Farnese in der Lombardei. So trafen denn Ugo de Moncada, Beyre und der zurückgekehrte Quiñones am 26. November mit dem Papst endlich das ersehnte Abkommen, wonach die Engelsburg am 6. Dezember freigegeben wurde. In der nächsten Nacht entwich der Papst, wenn auch mit Vorwissen der kaiserlichen Offiziere, in der Tracht seines Majordomo aus Rom nach Orvieto. Der Friede in der Christenheit schien nach monatelangem, schwerem Zerwürfnis einstweilen hergestellt.

Allein bald genug sollte der Gang der großen Politik alle Pläne und Abmachungen zum zweiten Male überholen.

Kriegserklärungen Englands und Frankreichs Kampf um Mailand und Neapel 1528

Die Ereignisse waren zeitweise wie von unfassbaren Kräften vorwärts getrieben. Inzwischen hatten sich die Mächte neu gruppiert, und man beobachtete auf beiden Seiten wieder klare, wenn auch nicht immer erfreuliche persönliche Energien.

Verhandlungen zwischen England und Frankreich spielten seit dem Erfolg des Kaisers vor Pavia. Wir erinnern uns, daß vorübergehend die alten romantischen Stimmungen Heinrichs in bezug auf die Krone von Frankreich wieder emporgeschossen waren. Wolfsey hatte seinen König aus diesem Irrgarten sicher hinausgeleitet. Nach dem unerfreulichen englisch-spanischen Gedankenaustausch von 1526 waren dann Frankreich und England im Frühjahr 1527 einander schon ganz nahe gekommen; der ungeduldig erwartete Abschluß erfolgte am 30. April, also wenige Tage vor dem Sacco di Roma, der nun förmlich seinen Widerschein fand in der neuen Glut der englisch-französischen Freundschaft. Am 29. Mai erklärte sich Heinrich VIII bereit, den französischen Feldzug in Italien mit monatlich 32 000 Kronen zu subventionieren. Franz I beauftragte mit der Führung den nicht immer glücklichen, aber tapferen Lautrec.

England vom Kaiser abziehen und Frankreich vollends zu nähern, wirkte allerdings ein ganz neues und überraschendes Moment mit. Schon früher hatten sich englisch-spanische Spannungen auch in Unfreundlichkeiten gegenüber der Königin Katharina geäußert. Jetzt wurde umgekehrt das getrübt Verhältnis Heinrichs VIII zu seiner ehelichen Gemahlin eine Quelle politischer Störungen. Der Anlaß war ziemlich grober Art. Weder die vorgeblichen Gewissenskrupel des Königs wegen seiner Ehe mit der einst seinem Bruder angetrauten Frau, noch das bislang ebensowenig hervorgetretene Verlangen nach einem männlichen Erben, sondern die Unerreichbarkeit der Anna Boleyn für den verheirateten König ließ ihn auf Trennung von seiner Gemahlin sinnen. Die vornehme Verwandtschaft des ersehnten Fräuleins begünstigte sein Vorhaben. In diesen neuen Irrgarten begab sich der Kardinal mitsamt dem König; diesmal sollte er selbst nicht wieder hinausfinden.

Aber zunächst glich sein diplomatischer Besuch in Frankreich im Juli und August 1527 seinen früheren politischen Triumphphen. Er brachte nach Amiens eine außerordentlich wertvolle Gabe mit: den förmlichen Verzicht Heinrichs VIII auf die französische Krone. So gewannen auch die weiteren Abmachungen Wolfseys vom 18. August die größte Bedeutung. Zwar eine Verbindung des

Königs von Frankreich selbst mit der einzigen Tochter des Königs von England wehrte der Kardinal ab; aber die Prinzessin wurde für den Herzog von Orleans in Aussicht genommen. In den Vorkehrungen gegen eine freiwillige oder unfreiwillige kaiserliche Politik des Papstes war man völlig einig, vor allem in der Ablehnung des Konzils, was noch jahrzehntelang nachwirken sollte. Unter den merkwürdigen Vorschlägen Wolseys in diesen Tagen tauchte auch der Plan auf, zur Verhinderung einer Abhängigkeit der Kirchenregierung vom Kaiser alle nicht gefangenen Kardinäle in Avignon zusammentreten zu lassen. In Wahrheit wollte Wolsey für die Dauer der päpstlichen Gefangenschaft eine Art Statthalter der Kirche werden. Da er in den letzten Monaten für den Ehescheidungsplan des Königs gewonnen war und bereits allerlei kanonische Maßregeln getroffen hatte, vermutete man nicht ohne Grund, der Kardinal beabsichtige in dieser Zeit die Ehescheidung im Namen des Papstes zu vollziehen. Die Sache selbst zog sich noch lange hin.

Aber auch der Kaiser war schon jetzt in den Ehestreit hineingezogen, so daß die Stimmung sich auf beiden Seiten verschärfte.

Eine gemeinsame Botschaft der neuen Verbündeten wurde zu Valladolid mit der noch erforderlichen Aufmerksamkeit empfangen, blieb aber natürlich ebenso ohne Ergebnis wie alle weiteren Verhandlungen bis zum Winter hin. Gattinara berichtet uns, daß er nach seiner Rückkehr die im Sommer 1527 eingeleiteten Verhandlungen aus zwingenden Gründen habe verwerfen müssen, dem Kaiser allerdings geraten habe, sie ostensibel weiterzuführen, unter der Hand aber zu rüsten. So sind ihre Einzelheiten auch für uns belanglos, weil sie beiderseits unaufrichtig geführt wurden.

Inzwischen hatte Franz I seinen Ständen die Rückkehr in die Gefangenschaft angeboten, falls die Belastung des Königreichs durch das Lösegeld für die Prinzen oder die Mittel für die beabsichtigte Kriegsführung zu drückend sein sollten. Sie hatten das in einem Rausch der Begeisterung abgelehnt. Die Spanier ließen in ihren nicht minder rauschenden Antworten es ebensowenig an sich fehlen.

So fand denn zu Burgos am 22. Januar 1528 die erste jener Szenen statt, in denen die Gegner mit der lärmenden Förmlichkeit homerischer Helden ihre Kampfhandlungen einleiteten. Durch ihre Herolde übergaben die Könige von England und Frankreich eine feierliche Kriegserklärung. Der Kaiser erwiderte schneidend, er wundere sich, daß sein „Gefangener“ ihm so umständlich den Krieg erkläre, während er vorher mit ihm jahrelang ohne Herausforderung große Feldzüge geführt habe. Wegen des Papstes brauchten sie sich nicht zu bemühen, der sei längst frei — er fügte noch weitere Ausführungen zur Beant-

wortung der englisch-französischen Herausforderung hinzu. Wir verlieren uns nicht in diese Wortgefechte, die in den modernen Drucken Duzende von Seiten großen Formats einnehmen, halten nur fest, daß am Schluß der Verhandlungen der Kaiser dem französischen Gesandten die schon zu Granada im August 1526 gesprochenen Worte in verstärkter Tonart wiederholte: sein Herr habe feige und nichtswürdig gehandelt, sein Wort gebrochen, und diese Anschuldigung halte er hiermit aufrecht, um sie Mann gegen Mann zu vertreten.

Karls Berater zügelten seinen Eifer. Der ältere Diego Mendoza, Herzog von Infantado, gab das kluge Gutachten: Der Zweikampf als Gottesurteil sei am Platze bei Lücken im Recht; hier aber liege alles klar.

Die französische Gegenerklärung erfolgte am 28. März in Paris. Wieder eine Versammlung des ganzen Hofes und der fremden Botschaften. Jetzt nahm König Franz das Wort, nachdem der kaiserliche Gesandte Nikolaus Perrenot, Herr von Granvelle, auf Befehl des Kaisers seine Pässe gefordert hatte. Der König suchte sich zu rechtfertigen und gab ein entsprechendes Schriftstück an Granvelle mit dem Verlangen, es vorzulesen. Granvelle weigerte sich dessen. Da ließ der König es durch Robertet verlesen und später, mit großer Verzögerung, am 7. Juni in der Cortesstadt Monzon durch einen Herold übergeben. Zum dritten Male derselbe Apparat. Der französische Herold überreichte das „Kartell“, der Kaiser ließ es durch Lalemand verlesen. In dieser neuen Darlegung wies Franz I noch einmal alle Anschuldigungen in entsprechend kräftigen Worten zurück mit der Anheimgabe, nunmehr das Feld zum Zweikampf abzustechen.

Zu diesem Zweikampf ist es nie gekommen. Vielmehr bemühte sich der Kaiser in seiner Verlegenheit, das Feld noch zu erweitern. Offenbar unter dem Eindruck der feierlichen Kampfansage sandte er mit Instruktion vom 3. Februar 1528 den im letzten Jahre an Nikolaus Zieglers Stelle zum Reichsvizekanzler erhobenen Propst von Waldkirch, Balthasar Merklin, an die deutschen Fürsten und Stände zur Werbung gegen Frankreich. Dieser von Maximilian übernommene Prälat, Koadjutor von Konstanz, dann Administrator von Hildesheim, war frühzeitig mit nach Spanien gegangen, wo er die deutschen Angelegenheiten nach den Weisungen Gattinaras bearbeitete. Jetzt erhielt er eine diplomatische Mission, die mehr erforderte und der er sich anscheinend nicht gewachsen gezeigt hat. Ferdinand gegenüber fand er nicht den richtigen Ton, so wenig wie fünf Jahre früher der kaiserliche Gesandte Hannart. Der König befürchtete wohl auch eine Beeinträchtigung der Reichshilfe gegen die Türken von der gleichzeitigen Werbung des Kaisers gegen Frankreich. Auf die Klagen Ferdinands erwiderte der Kaiser, daß der Vizekanzler den ausdrücklichen Auf-

trag gehabt habe, sich nach den Weisungen des Bruders zu richten. Im übrigen können wir die Spuren Waldkirchs durch Deutschland vom Juni ab verfolgen und aus den Berichten darüber erschließen, was er eigentlich getrieben hat. Neben der Waffenhilfe, zu der die meisten Stände durch eine derartige Botschaft begreiflicherweise nicht zu gewinnen waren, hat er die Luthersache, die Türkennot und wohl auch Ferdinands Königswahl besprochen.

Daß dem Kaiser in dieser Zeit sehr viel an den deutschen Fürsten lag, lehrt fast drastisch ein an sich unbedeutender Zug. Dem Kredenzschreiben Waldkirchs an den Kurfürsten von der Pfalz vom 3. Februar 1528 hat er einen eigenhändigen Zusatz in deutscher Sprache hinzugefügt: thut auf dissmal bey myr das best, das wyl ich bey Euch auch thun. Carolus. Dergleichen findet sich äußerst selten. Wie er seinem Bruder nahelegte, seinerseits dem Könige von Frankreich „abzusagen“, so hat man ganz richtig vermutet, daß der Kaiser auch von den deutschen Fürsten in erster Linie die moralische Unterstützung wünschte.

In derselben Richtung lag die Verschiebung des Reichstags, der in das Ferdinand gutgelegene Regensburg anberaumt war, am 16. April. Der Kaiser vermied damit, angesichts seiner Bemühungen um Besserung seiner europäischen Stellung, unliebsame Erörterungen über strittige Fragen.

Vor diesem Hintergrunde bewegte sich der Fortgang des italienischen Krieges. Und hier, nicht am Hofe oder bei den Diplomaten, finden wir die stärksten Kräfte, über die der Kaiser verfügte. Wenn neben Lannoy, Grundsberg und Pescara, die nun alle vom Schauplatz abgetreten waren, einer sich in höchsten Ehren behauptete, so war es der letzte dieser älteren Generation, Antonio Leyva, seit Jahren die sicherste Stütze des Kaisers in der Lombardei. Er hatte etwas von der Lieblingseigenschaft der Zeit, der männlichen Entschlußkraft, der Virtü, verbunden mit nie versagender Hingebung an den Kaiser. Gerade er freilich wurde, wie es zu geschehen pflegt, Gegenstand der Anklagen gegen die Habgier der Generale, wie gegen die Gewalttätigkeiten der Truppen, mit denen er auf Tod und Leben zusammenhing. Die große Masse hatte sich soeben gegen Rom ausgetobt. Die Reste hielt Leyva in der Lombardei mit Mühe und Opfern zusammen. Denn die hohen Einnahmen dieser Generale waren vielfach nur die Reserven zur Bezahlung der Truppen, wenn die verantwortlichen Stellen versagten. Daß ihm das Zusammenhalten gelang, obwohl er auf seine Bitten und Klagen selten Antwort und noch seltener Geld bekam, bleibt schon eine große Leistung; daß er mit diesen Truppen, wie stets zuvor, siegreich blieb, sein höchster Ruhmes-titel. Zu allen Zeiten sind, trotz der beweglichen Klagen der Gerechten in Gegenwart und Nachwelt, Persönlichkeiten seiner Art die Lieblinge der Geschichte geblieben.

Anfang August 1527 hatte er dem Kaiser eingehend berichtet von der Haltung des Francesco Sforza, gegen den er trotz der Meinung einiger Bedenklichen die Untersuchung eröffnet habe; auch von den Verdiensten der Truppenführer, die aus allen Ländern unter die kaiserlichen Fahnen gezogen waren. Er hatte berichtet von der schlechten moralischen Hinterlassenschaft Bourbons, mit dem Morone aus Mailand abgezogen war; von der Hilfe, die ihm der Protonotar Carracciolo bei der Verwaltung des Herzogtums biete, und tausend Einzelheiten der militärischen Behauptung des Landes; schließlich von seiner Kundschaft über das bevorstehende erneute Anrücken der Franzosen.

Solange er konnte, hielt er mit geringen Kräften alle wichtigen Plätze in der Hand. Erst in der größten Verlegenheit beschränkte er sich notgedrungen auf das Wichtigste, auf Mailand; und hier, wie immer, mit Erfolg. Zunächst standen gegen ihn die Venezianer und die Franzosen unter Pedro Navarro, dann Lautrec selbst. Auch dieser hat ihm Mailand lassen müssen, als er Anfang 1528 „zur Befreiung“ des längst befreiten Papstes südwärts zog — in Wahrheit, um Neapel für Frankreich zu erobern. Nun traten selbst der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua auf die französische Seite. Leyva durfte klagen: alles sei umsonst, und umsonst opferten sich die Getreuesten für den Kaiser, der nichts von ihnen wisse, nichts für sie tue. Man gedenkt in der Tat noch einmal des Pescara.

Aber was hielt denn eigentlich alle diese Spanier, Neapolitaner, Burgunder und Deutschen, die seit fünf Jahren in Oberitalien Heldentaten auf Heldentaten häuften, an dem Kaiser fest? Diejenigen, die ihn am Hofe und in den Geschäften umgaben, verzweifelten an seiner Entschlußkraft, diejenigen, die in der Kampflinie standen, an seinen Mitteln und an seiner Gnade. Aber die einen wie die anderen fühlten sich im Banne der kaiserlichen und königlichen Idee, die er so stolz und oft so hochmütig vertrat. Sie warteten auf ihn mit rührender Geduld, weil ihr Alles doch wieder in ihm gipfelte. Insbesondere für diese Spanier wurde der kaiserliche Dienst zu einer eigentümlich wunderbaren Höhe ihrer Geschichte.

Wie oft hatte der Kaiser geplant, selbst nach Italien zu ziehen! Seit dem Frühjahr 1525 dachte er ernstlich an diese Fahrt; seine eigenhändigen Bekenntnisse vor Pavia sprachen davon. Kein Zweifel, daß sich für ihn mit dieser Unternehmung in den Jahren nach Pavia die Vorstellung des nächsten Triumphes seines Lebens verband — in seinen ganz persönlichen Äußerungen immer zuerst unter dem Gesichtspunkt der Ehre und des Ruhmes, für den er eigentlich noch nichts getan habe. Der Aufschub war zugleich ein Ringen mit dem Schick-

sal und mit Gattinara gewesen, der an jedem Tage des Glücks zugreifen wollte, um das Kaisertum, ganz im Sinne Dantes, als eine Bürgschaft des Friedens in Italien und damit in der Welt aufzurichten. Erst hatte das neben der oft entseßlichen Unentschlossenheit des Kaisers die Überführung des französischen Königs nach Spanien gehindert, dann der schleppende Gang der Verhandlungen, später die neue Bedrohung durch die Liga von Cognac und immer der Mangel an Geld.

Allein es gab offenbar bis zuletzt auch grundsätzlichen Widerstand im Staatsrat und am Hof zu überwinden. Gattinara sagte wiederholt, daß er gerade in diesem Punkt viele Gegner habe. Wir dürfen vermuten, auch in der kaiserlichen Familie; Navagero erzählt einmal von Tränen der Kaiserin. Auf Don Manuels mangelndes Verständnis für Italien wies Gattinara ausdrücklich hin; aber auch andere Spanier hielten zurück, vor allem der Präsident des Rates von Castilien, der Erzbischof Juan Pardo de Tavera, dem wir auch später noch als schroffem Gegner der Universalpolitik des Kaisers begegnen werden. So führte der Kanzler in diesen Jahren einen doppelten Kampf; wie immer gegen Frankreich und für Schonung Italiens, ja für das persönliche Eingreifen des Kaisers in Italien, und in diesem Punkte gegen die Spanier.

Dabei stürmten unausgesetzt die größten und aufregendsten Dinge auf den Kaiser und seinen Kanzler ein, die Berichte, Klagen und Forderungen aus dem Reich, aus Österreich und Ungarn; nicht minder aus den Niederlanden. Endlich meldeten sich auch die Angelegenheiten der Neuen Indien. Kaum hatte der Kaiser den Eroberer Mexicos, Hernando Cortes, trotz aller Anfeindungen ehrenvoll empfangen, zum Marques de la Val de Daxaca, zum Ritter von Santiago und Generalkapitän von Neuspanien erhoben, als aus der Mitte des Erdteils Francisco Pizarro vor ihm auftauchte und in anschaulicher Beredsamkeit für die Conquista von Peru warb, was ihm Karl im Gegensatz zu seinen Vertretern in Panama nicht verwehrte.

Inzwischen sollten die Kaiserlichen in dem Kampfe um Neapel auf die letzte und schwerste Probe gestellt werden. Lautrec war aus der Romagna die adriatische Küste entlang gezogen und stand schon in den Abruzzen, als Ugo de Moncada, Philibert von Dranien und Pescaras Neffe, der Marchese del Vasto, zum Schuß des Königreichs heraneilten. Apulien war bald in den Händen der Franzosen; del Vasto vermochte noch Troja zu schützen, sonst nichts. Dann sollte es am 16. März 1528 zur Entscheidungsschlacht kommen, die Lautrec trotz seiner zahlenmäßigen Überlegenheit immer hinausgeschoben hatte. Aber Dranien entzog sich geschickt der Umklammerung. Den Kaiserlichen verblieb jetzt fast nur noch die Stadt Neapel — ein schlechter Anfang für Moncada,

dem der Kaiser zwar den Titel eines Vizekönigs von Neapel noch versagte, die volle Verantwortung für das Königreich aber überließ.

Dabei zogen immer größere Gefahren herauf. In Spanien wußte man schon im vorigen Dezember von dem Herannahen feindlicher, vor allem genuesischer Galeeren, ohne daß man Hilfe gebracht hätte. Die volkreiche Stadt und die starke Garnison liefen Gefahr, ausgehungert zu werden, da der Hafen blockiert und die Stadt von der Landseite belagert wurde. Moncada bemühte sich, sizilisches Getreide heranzubringen und wagte ein Seegefecht unter Mitwirkung der Blüte seiner Offiziere. Aber es verlief höchst unglücklich. Moncada selbst fiel, der Marchese del Vasto wurde gefangen.

Nun lag die Last allein auf dem blutjungen General Philibert von Chalon, Prinzen von Dranien. In der letzten geheimen Ratsitzung vom Dezember 1527 hatte man sich noch dahin verständigt, den (inzwischen abgefallenen) Herzog von Ferrara zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen in Aussicht zu nehmen mit Dranien als Lieutenant; dieser sollte sich auf den erfahrenen Marcon stützen. Zum Vizekönig sei er ihm einstweilen noch zu jung, sagte der Kaiser.

Dranien war in der Tat erst 25 Jahre alt, aber freilich sehr früh gereift. Sein Vater war wenige Wochen nach seiner Geburt gestorben und Philiberte von Luxemburg, seine Mutter, ließ ihn sich zeitig in der großen Welt von Paris bewegen, seit 1520 in Spanien. Sie verwaltete auch seine weiten Liegenschaften in der Franche Comté, in Bresse, Bourgogne und Flandern. Seine einzige Schwester war die zweite Frau Heinrichs von Nassau geworden; und durch alle diese Beziehungen, auch durch die Verwandtschaft mit dem burgundischen Herzogshause, kam der junge reiche Erbe früh zum Goldenen Vlies, zu Offizierstellen und ins Feld. Er hatte schon viel erlebt, sich oft erprobt, war gefangen und verwundet gewesen, als ihn der Sturm der Kriegsvölker mit nach Rom riß; vor der Engelsburg nochmals schwer verwundet, suchte er vergebens dem Unfug der Zerstörung zu steuern.

Der Kampf um Neapel machte ihn zum wirklichen Führer. Während der Hafen noch blockiert war, suchte sich die Garnison, wie Leyva so oft in Pavia, Luft zu machen durch kühne Ausfälle, die dem von Krankheiten heimgesuchten französischen Heere arg zusetzten. Aber wochenlang blieb ihre Lage doch ganz verzweifelt durch den Mangel an Geld und Lebensmitteln bei vollkommener Blockade. Zuzug war unmöglich. Woher hätte er auch kommen sollen? Alle Bitten um Unterstützung verhallten ins Leere, wie bei Leyva.

Da erhielten die Belagerten eine ganz unerwartete Erleichterung durch den Parteiwchsel des Andrea Doria, dessen Nefte Filippino mit seinen Galeeren

den Hafen beherrschte. Da der alte Genuese bei Frankreich seine Rechnung nicht gefunden hatte, stellte er sich in den Dienst des Kaisers und ließ am 4. Juli 1528 seine Schiffe abziehen. Am nächsten Tage lag die See wieder blank vor den Belagerten. Bald nachher erfuhr Dranien aus aufgefundenen Briefen Näheres von der Not im Lager der Franzosen. Man setzte ihnen jetzt nachdrücklicher zu, trug öfter Erfolge davon und vermochte sich wieder zu verproviantieren. Eines Tages wurde selbst Pedro Navarro aufs neue der Gefangene seiner Landsleute. Jedoch erst mit dem unerwarteten Tode Lautrecs (16. August) endete die eigentliche Belagerung. Das Schwergewicht des Krieges verlegte sich wieder nach dem Norden.

Hier gestaltete sich die Lage der Kaiserlichen im Gegensatz zu Neapel um dieselbe Zeit immer gefährlicher. Zwar war es gelungen, einen deutschen Fürsten für den kaiserlichen Dienst in Italien zu gewinnen, den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel. Man versprach sich viel von seinen frischen Truppen, die schon im Mai im Tridentinischen lagen. Aber gerade sein Schicksal zeigt, wieviel Geld, Erfahrung und Menschenbehandlung zur Truppenführung jener Zeit gehörten. Der Herzog gelangte bis in das Brescianische, wurde aber schon hier von den eigenen Truppen bedroht; im Juli mußte er vor ihnen fliehen. Ein ziemlicher Aufwand war nutzlos vertan.

Dafür vermochte der Graf von St. Pol noch im Herbst eine neue französische Armee von 10 000 Knechten nach Italien zu bringen, die Leyva den ohnehin nur mühsam gehaltenen Besitz der Lombardei wieder streitig machte und den Krieg trotz der empfindlichen Verluste der Franzosen vor Neapel endlos hinzuziehen drohte. Allerdings hatte Andrea Doria auch den Hafen von Genua wieder für kaiserliche Truppen geöffnet und die Herrschaft über die Stadt zurückgewonnen.

Die Bedingungen für die Herüberkunft des Kaisers schienen also günstiger als je. Der Krieg war noch keineswegs zu Ende; noch winkten dem Kaiser persönlich Ruhm und Ehre. Wirklich, im Laufe des Jahres 1528 und in offenbarem Zusammenhang mit dem erneuten schweren Kampfe in der Lombardei scheint Karl immer ungeduldiger geworden zu sein. Im April schrieb er dem Bruder, daß er „nichts auf dieser Welt so begehre“, auch um Ferdinands willen, schon wegen der „Reformation“ der Kirche in Deutschland und wegen der Krönung, aus der sie beide Gewinn ziehen würden. Nur fehle es ihm an der Hauptsache, an Geld. Daß er im Mai 1528 endlich die so lange hinausgeschobene Huldigung im Königreich Valencia entgegennahm, war eine Befriedigung der letzten berechtigten spanischen Wünsche und ein persönlicher Entschluß. Seine eigenhändigen Briefe an Balançon, der ihn im geheimen dem Prinzen von

Dranien ankündigen sollte, und an Montfort aus dem Herbst 1528 verraten in jedem Satze sein stürmisches Verlangen nach der Fahrt; alles setze er nun an diesen Plan — „ich meine meine Fahrt“, fügte er nachdrücklich hinzu. Er wolle fahren, schrieb er Montfort aus Toledo, „und wenn ich diese Stadt verkaufen sollte“; er klagte ihm über die Geldverhandlungen mit Portugal; „sie sind mir zu krämerhaft“. Wir erfahren von Äußerungen im Staatsrat, vielleicht sogar vor einem weiteren Kreise, schon in Valencia und in Madrid (Mai und September), dann in Toledo im November. Die letzte dieser Ansprachen bewahrt uns die Chronik des Santa Cruz. Sie stammt in Aufbau und Gedanken offensichtlich von Gattinara, der dem Kaiser die Aufzeichnung gegeben haben wird; denn wir finden nun den Kaiser öfter mit einem Zettel in der Hand.

Seine immer mehr gekräftigte Selbstherrlichkeit äußerte sich dabei so, daß er seine Umgebung nicht etwa fragte, ob (das stehe fest), sondern nur wie er seine Fahrt einrichten solle. Einleitend bemerkte er in echt Gattinarascher Dreigliederung, ihn hindere nicht die Furcht vor der Liga, da ihm Gott bisher stets den Sieg gegeben habe; auch nicht vor dem Papste, der längst über Frankreich mehr erregt sei als über den Sacco di Roma; er habe auch keine Bedenken wegen Spanien, dem er im Gegensatz zu seiner ersten Abwesenheit jetzt die Regentin und die Erben hinterlasse. Die Kosten dürften keine Rolle spielen; wenn er das Geld für acht Jahre Krieg gefunden habe, so werde es ihm auch für seine Krönungsfahrt nicht fehlen. Aber seine Fahrt gelte überhaupt nicht allein der Krönung; die hätte ihm der Papst auch in Spanien gespendet. Noch weniger der Rache an seinen Feinden; das sei Gottes Sache. Am wenigsten dem Land-erwerb, denn er habe oft genug gezeigt, daß er nur nach dem eigenen ererbten Gut verlange, nie nach dem Besitz anderer. Wohl aber fahre er nach Italien, um den Papst zum Konzil zu zwingen, gegen die Häresien zu wirken und für die Reform der Kirche; sodann die Wunden zu heilen, die der Krieg diesem Lande geschlagen, und endlich —, wie es einem Hirten zieme, seine Herde zu weiden, so zieme es ihm, seine Reiche, Staaten und Vasallen zu besuchen.

Die endgültige Entscheidung war erfolgt nicht ohne ein merkwürdiges taktisches Kunststück Gattinaras, das er seiner Selbstbiographie anvertraut hat. Der Kanzler war, wie öfter in seinem Leben, krank vor Ärger. Da besuchte ihn der Kaiser und brachte das Gespräch auf die Flotte, die Weihnachten bereitstehen werde, so daß man Mitte Januar 1529 in See gehen könne. Gattinara lächelte; er glaube nicht daran. Der Kaiser: Dann widerspreche sich der Kanzler selbst, da er stets die Fahrt betrieben habe. Gattinara: Ja, nachgerade habe er die Hoffnung aufgegeben, da es stets an allem fehle. Er habe sogar

neuerdings, im Gegensatz zu früher, sich geradezu gegen die Fahrt geäußert. Denn die Spanier verdächtigten und bedrohten ihn wegen seines Interesses an Italien; und er müsse selbst sagen, daß es große Gefahren für den Kaiser gebe; daß man sich doch dem alten Piraten Andrea Doria nicht anvertrauen dürfe, und daß man auch in Italien noch immer mit Schwierigkeiten rechnen müsse. Deshalb könne er, wie gesagt, nicht mehr zureden.

Die Wirkung dieser Rede auf den Kaiser war, wie Gattinara sagt, die erwartete. Jedes Wort reizte ihn zum Widerspruch. Wie ein edles Tier durch die Hindernisse vor dem Ziel zum äußersten gespornt wird, so sei er nun nicht mehr zu halten gewesen.

Und doch dauerten die Vorbereitungen zur Italienfahrt noch wieder viele Monate. Hatte der Kaiser schon am 28. April 1528 die Regierungsvollmacht für die Kaiserin und die Weisungen an die einzelnen Ratskollegien ausgefertigt, von denen schon vor Jahren, im Juni 1525 in einer Denkschrift des Dr. Lorenzo Galindez de Carvajal die Rede gewesen war, so setzte er erst am 3. März 1529 unter Mitwirkung von Loaysa sein zweites, später vernichtetes Testament auf. Vom gleichen Tage datierte er die letzte Instruktion für Isabella mit allen Einzelheiten für die Regierungsgeschäfte und ihre äußere Handhabung. Am nächsten Tage reiste er von Toledo über Aranjuez und Siguenza nach Saragossa. Ende April war er in Barcelona, — nach einem Jahr des Zauderns und der Hemmungen.

Mittlerweile war der Krieg in Oberitalien wider Erwarten zum Abschluß gekommen. Spanische Truppen waren von Genua aus zu Leyva gelangt und hatten diesen in den Stand gesetzt, nicht nur sich zu behaupten, sondern auch St. Pol auf dem Fuße zu folgen, als dieser sich anschickte, Genua von der Landseite her zu nehmen. Am 21. Juni schlug Leyva die Franzosen bei Landriano; St. Pol selbst wurde sein Gefangener. Diese letzten Schläge ließen endlich auch in Frankreich den Friedenswillen reifen, den zu pflegen sich längst die Erzherzogin Margarete um der Niederlande willen hatte angelegen sein lassen.

Die Friedensschlüsse von Barcelona und Cambrai

Während aller dieser Monate tastete sich der Papst in Orvieto und Viterbo zwischen den alten Verbündeten und den Kaiserlichen mühselig zurecht. Die Venezianer hatten mit Ravenna und Cervia uralten Besitz des Kirchenstaates an sich genommen. Die Liga bestürmte den Papst, der erlauchten Republik von San Marco die Städte zu lassen. Clemens VII hing daran wie an Parma und

Piacenza; vor allem freilich an dem abgefallenen Florenz. So herrschte Uneinigkeit in den eigenen Reihen, Unbehagen auch darüber, daß die Kardinäle so lange in Neapel als Geiseln gehalten wurden. Der Gesandte Venedigs, Contarini, hatte die eindringlichsten und erbaulichsten Gespräche mit dem Papst über die Notwendigkeit eines Verzichtes auf irdische Dinge, wenn das Wohl der Christenheit und die Würde der Kirche auf dem Spiele stünden. Der Papst empfand sich zu sehr als Politiker im landläufigen Sinne, als daß er ohne Gegengaben einzuliegen bereit gewesen wäre.

Clemens VII besaß wenig Willenskraft, aber genügend Klugheit einzusehen, daß für ihn alle Vorteile längst wieder auf der Seite des Kaisers lagen. Seit Monaten war der Franziskanergeneral Francisco Quiñones aus dem Hause der Grafen von Luna, wie es scheint, früher auch eine Zeitlang Beichtvater des Kaisers, Vermittler zwischen diesem und dem Papst. Clemens VII erhob ihn zum Kardinal von Santa Croce, was seine ohnehin ziemlich neutrale Stellung gegenüber dem Kaiser verstärkte. Vielleicht deshalb wurde von Spanien aus eine Persönlichkeit eingeschoben, die weniger auf Vermittlung, als auf unmittelbare Wahrnehmung der politischen Interessen des Kaisers eingestellt war, — der Aragonese Micer Miguel Mai. Seine Art hat man nicht mit Unrecht derjenigen des Don Juan Manuel verglichen. Er berechnete ganz offen alle seine Mittel auf die Persönlichkeit des Papstes und zog ihn um so sicherer auf die kaiserliche Seite, je mehr er ihm seine persönlichen Wünsche ablauschte und befriedigte. Die kaiserliche Seite aber bedeutete für den Papst eine Preisgabe der Liga, die ihrerseits noch immer jeden Druck auf ihn auszuüben suchte. Aber hatte sie ihn nicht in seiner höchsten Not schmählich im Stich gelassen? England, Frankreich, Venedig, vor allem Florenz? So wurde das Spiel ein doppelseitiges. Der Papst sagte wiederholt, daß er zum Kaiser nach Spanien kommen wolle. Aber Mai durchschaute ihn und meinte, er wolle vor allem den Kaiser von Italien fernhalten. Dann war er auch zur Bewilligung der Cruzada für Spanien bereit, verlangte aber, wie Mai schrieb, „in seiner niedrigen Art“ einen Anteil von 30 000 Dukaten daran.

Allgemein wirkte auf die Friedensbereitschaft der Kurie die Türkengefahr in Ungarn und das Hilfsge such, das Andrea da Burgo im Auftrage Ferdinands und natürlich mit Unterstützung des kaiserlichen Gesandten vorbrachte, als Suleiman erneut mit ungeheuren Aufgeboten bereits donauaufwärts im Anzuge war.

Entscheidend für Clemens wurde zweierlei. Einmal, daß die Gesandten ihn von der Furcht vor dem Konzil befreiten. Mai und del Burgo gingen dabei

sehr bewußt vor — sicherlich nicht ganz im Sinne der Universalpolitik Gattinaras, obwohl auch dieser, wie wir uns erinnern, das Verlangen nach dem Konzil einmal selbst als ein Druckmittel auf den Papst bezeichnet hatte. Der Erfolg zeigte sich deshalb sofort, als der Gesandte Ferdinands dem Papste eines Tages vortrug: Seine Heiligkeit brauche ein Konzil nicht zu fürchten, da Seine Majestät der Kaiser mehr Wert auf den Frieden in der Welt und in Italien lege, als auf die allzeit unberechenbare Haltung eines allgemeinen Konzils; ein befreundeter Kaiser werde ihn verteidigen, und mit den Lutheranern werde man durch andere Mittel fertig werden — wobei zum ersten Male die Idee der Religionsgespräche auftaucht. Kaum hatte der Gesandte so gesprochen, als sich der Papst wie erleichtert von seinem Sessel erhob und sagte: „Meiner Treu, Ihr sprecht wahr und vernünftig; in diesem Falle könnte man ihnen ruhig einige Zugeständnisse machen.“ Das andere fast noch wirksamere Mittel zur Gewinnung des Papstes wurde das Eingehen auf seine Wünsche wegen Florenz; hier sollten sich die Vorgänge von 1512 wiederholen.

So rüstete sich alles für einen Sonderfrieden des Papstes. Nach dem plötzlichen Tode Castigliones im Februar zu Toledo hatte der Papst schon am 16. April 1529 seinen Majordomo, den Bischof von Vaison, als neuen Nuntius mit umfassenden Vollmachten und den gewünschten Bewilligungen nach Spanien abgesandt. Im Verein mit Gattinara, de Praet und Granvelle wurden in Barcelona die Artikel aufgesetzt, die am 29. Juni zum Frieden führten. In diesem Frieden von Barcelona reichten sich Papst und Kaiser, wie der getragene Dokumentenstil es ausdrückte, die Hand „aus Schmerz über die Zerrissenheit der Christenheit, zur Abwehr der Türken und zur Anbahnung eines allgemeinen Friedens“. Der Papst erhielt Ravenna, Cervia, Modena, Reggio und Rubiera zugesichert; der Kaiser erneuert die Investitur mit Neapel und die Verleihung kirchlicher Benefizien. König Ferdinand wurde in den Frieden eingeschlossen; Kaiser und König versicherten, gegen die Häretiker vorgehen zu wollen, falls diese dem Zuspruch des obersten Hirten und den Mandaten ihres Kaisers nicht Folge leisteten. Über Mailand würden sich die höchsten Häupter vertragen. Alle Förderer der Türken bedrohte der Papst mit dem Kirchenbann; dagegen absolvierte er alle diejenigen, die mit den Waffen in der Hand in Italien gegen den Kirchenstaat gefochten hatten.

Wenige Wochen nach diesem Friedensschluß, am 16. Juli, zog der Papst die englische Ehescheidungssache nach Rom. Damit war das Urteil der Kirche im Sinne des Kaisers nicht mehr fraglich. Aus dem Defensor fidei sollte nun ein neuer gefährlicher Feind der römischen Kirche werden.

Über den italienisch-päpstlichen Auseinandersetzungen haben wir vorübergehend die politische Welt um den Kanal aus den Augen verloren. Tatsächlich ist es in den Niederlanden auch nach den Kriegserklärungen des Jahres 1528 nicht zu eigentlichen Kampfhandlungen gekommen, es sei denn, daß man die sehr üblen Rückwirkungen des formellen Kriegszustandes auf die Sicherheit der Straßen in den Grenzgebieten und auf den gesamten kommerziellen Austausch darunter begreift. Die schweren Ärgerlichkeiten, die Margarete nach dem Tode Isabellas mit Christian von Dänemark auszustehen hatte, hingen mit den englisch-französischen Dingen keineswegs zusammen. Margarete bewies dabei ihre alte Energie, indem sie dem Könige wiederholt persönlich tapfer entgegentrat, ihm Teile seiner Schulden, etwa für das Andenken der Königin, abnahm, das Eintreten für andere aber ebenso bestimmt ablehnte; sie beanspruchte auch die königlichen Kinder für sich, als sie es nicht hindern konnte, daß der unbeherrschte Abenteuerer mit Saef und Paef, auch mit dem Kelch, den er zum Entsetzen Margaretes täglich benutzte, seiner Wege zog.

Ober konnte man schon das Aufflackern des geldrischen Krieges eine Frucht der längst gestörten kaiserlich-französischen Beziehungen nennen, obwohl diesmal noch mehr als früher der Kern des Streites in Utrecht lag. Außerdem wirkte sich dieser merkwürdigerweise so aus, daß erst die Utrechter Gebiete, besonders Overyssel, dann alle Nachbarlande mehr oder weniger frei und eifrig die kaiserliche Hilfe suchten. Auch die sonst stets bewilligungsunlustigen Stände von Brabant und Holland bequerten sich, nachdem sie teures Lehrgeld gezahlt hatten, doch zum Teil aus eigenem Antrieb zu Leistungen, so daß endlich mit Hilfe dieser Lande selbst die Hoheit des Kaisers als Graf von Holland über Utrecht im Vertrage von Schoonhoven (1527) und als Herzog von Brabant über Overyssel und sogar über Geldern im Vertrage von Borcum am 3. Oktober 1528 anerkannt wurde. Daß Johann von Cleve mit seinen Ansprüchen auf Geldern gelegentlich eingriff, daß Martin van Rossem, geldrischer Marschall, seiner Unbändigkeit in dem barbarischen Überfall auf den Haag vom 6. März 1528 die Zügel schießen ließ, weist auf spätere Kämpfe vor. In allem diesen aber wirkte schließlich doch etwas Lieferees und Allgemeineres.

Margaretes Regierung zeigt jenen modernen Zug zum geschlossenen Obrigkeitsstaat gegen die Reste der Feudalzeit — ähnlich wie die der katholischen Könige und Karls selbst in Spanien — durch Einverleibung kleiner Hoheiten, Förderung eines tüchtigen Beamtentums und Zurückdrängung des Hochadels mit seinen partikularistischen Ansprüchen. Daß aus dessen Kreisen Klagen gegen sie an den Hof kamen, daß Karl eine so bedeutende Persönlichkeit, wie den Herrn de Praet,

zur Beilegung in die Niederlande sandte, vertieft für uns die Einsicht in die stolze und selbstbewußte Politik der Erzherzogin, die, wie wir wissen, auch mit den Privilegien der Städte sehr unbekümmert umsprang, wenn das Interesse ihres kaiserlichen Neffen ihr das nötig erscheinen ließ. Ihre Rechtfertigungen haben etwas Großartiges, und es ist bezeichnend für ihr fürstliches Gefühl, daß sie als Vermittlerin nur die Kaiserin anzunehmen gewillt war. Nichts habe sie preisgegeben von kaiserlichen Hoheitsrechten, nichts von seinen Besitzungen oder Einkünften; höchstens auf die eigenen Mittel zurückgegriffen im Gegensatz zu den Herren, deren Begehrlichkeit sie mutig geißelte. Modern war auch ihr Verständnis für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten ihres Landes und damit für die englische Freundschaft.

Wie von jeher war der kaiserlich-englische Krieg so gut in den Niederlanden wie bei dem englischen Arbeiter und Kaufmann im tiefsten Grunde unpopulär. Es war sehr geschickt von den Vertretern des Kaisers, daß sie in London betonten, der Grund des Krieges sei der Ehrgeiz des (ohnehin in seiner Stellung erschütterten) Wolsey, nicht der Kriegswille des Königs oder gar des Volkes. Einmal drohte umgekehrt von seiten des Kaisers der Seekrieg einen großen Stül zu gewinnen und die Lage der berühmten Armada vorwegzunehmen. In einer Denkschrift vom Januar 1528, unmittelbar nach der Kriegserklärung von Burgos, bezog sich Gattinara auf die Zusage einer portugiesischen Flottenhilfe und erwog, wie man portugiesische, castilische und flandrische Schiffe zu einem großen Schlage gegen die englische Flotte und zu einer Landung in England vereinigen könnte, um das Unrecht an der Königin zu rächen und das Erbrecht der Prinzessin zu schützen. Dazu könnte man sich auch mit den Schotten verbinden. Ja, Wilhelm von Moutfort sollte dafür am 6. Februar allen Ernstes sogar 6000 deutsche Knechte anwerben. Das ist wohl der erste greifbare Plan einer Landung auf englischem Boden in der neueren Geschichte. Zur Ausführung gekommen ist er nicht. Vor allem Margaretes Bemühungen, unterstützt von dem kaiserlichen Gesandten Jüigo Mendoza, Bischof von Burgos, führten schon am 15. Juni 1528 zum Waffenstillstand von Hamptoncourt, später zum Frieden.

Denn auf der anderen Seite waren es doch wieder Traditionen der alten höfischen Kleinwelt, die der Erzherzogin ihre Vermittlertätigkeit gegenüber Frankreich erleichterten, wie etwa die gesellschaftlichen Beziehungen der Herzogin von Vendôme, die eben damals Erbstücke ihres Schwagers, des Herrn von Ravestein, antrat. Als Margaretes Gesandter Des Barres auf einer Abendgesellschaft in Paris von der Mutter des Königs, Louise von Savoyen,

also Margaretes Schwägerin, darauf angedet wurde, ob seine Herrin und sie selbst sich nicht des allerseits ersehnten Friedens annehmen sollten, war die erste Anknüpfung geschehen; sie führte um so rascher zum Erfolge, als Margarete in kluger Zurückhaltung sich weiter bitten ließ. Mehrfach erschien bei ihr jetzt der uns schon bekannte Bischof von Avranches, Gilbert Bayard; es gab fruchtbare Korrespondenzen, die in dicken Aktenstößen vorliegen, und endlich die persönliche Zusammenkunft der beiden Fürstinnen in Cambrai vom 5. Juli 1529 an, wobei Margarete unter äußerst geschickter Ausnutzung aller persönlichen und sachlichen Verhältnisse schließlich den für den Kaiser so günstigen Damenfrieden zustande brachte, der am 3. August 1529 vollzogen wurde.

Louise von Savoyen stand als Mutter und Großmutter unter den gehäuften Eindrücken der Gefangenschaft ihres Sohnes und der Enkel und der letzten Mißerfolge in Italien. Margarete verkannte ihrerseits nicht die Gunst der Lage, zeigte aber darüber hinaus, wie immer, die Sachkenntnis und Entschlußfreudigkeit der politischen Persönlichkeit. Sie hatte sich auch beizeiten durch die Berichte ihrer Vertrauten Rosimbos und Des Barres (schon vom 31. Dezember 1528 an) die Zustimmung des Kaisers in allen wesentlichen Punkten gesichert.

Der Damenfrieden von Cambrai gab sich ausdrücklich als eine Bestätigung des Friedens von Madrid unter Auscheidung der als undurchführbar erkannten Restitution der Bourgogne, aber unter Aufrechterhaltung aller Rechte des Kaisers darauf. Das Schriftstück hat einen sehr stattlichen Umfang, weil unzählige Angelegenheiten territorialer Art, insbesondere auch der beiderseitigen Untertanen, darin mit festgelegt werden mußten. Das Entscheidende blieb die Anerkennung der Souveränität über Flandern und Artois, sowie die völlige Preisgabe aller Ansprüche der Franzosen auf Mailand, Genua und Neapel, worum die Könige von Frankreich seit 35 Jahren unter sehr großen Opfern und zeitweise mit glänzendem Erfolg gekämpft hatten. Preisgegeben wurden auch alle Parteigänger Frankreichs, besonders in Italien, was dem Papst zugute kam. Doch auch in Deutschland, was Geldern und Robert von der Mark lahmlegte. Dagegen wurde König Christian in den Frieden aufgenommen. Für die Freigabe der Prinzen sollte ein Lösegeld von zwei Millionen Solais gezahlt werden, wobei Frankreich auch des Kaisers Schuld gegen England übernahm, was für Karl eine große innere und äußere Entlastung bedeutete. Die Königinwitwe Eleonore, schon durch förmliche Trauung dem Könige von Frankreich verbunden und seit Jahren in einer peinlichen Zwitterstellung, sollte nunmehr wirklich mit ihm den Thron besteigen — für Karls dynastisches

Empfinden etwas sehr Wesentliches und Großes; auch für seine Politik, wie sich später herausstellen sollte, keineswegs ohne Bedeutung.

So schmückten denn die Medaillons Eleonores und ihres königlichen Gemahls, von Genien gehalten, die Hauptpilafter des prachtvoll aus Eichenholz geschnitten dreigeteilten Kaminaufbaues im großen Saal des Obergerichts in Brügge, der damals seiner Vollendung entgegenging. Rechts und links die Begründer dieser habsburgisch-burgundisch-spanischen Macht, Kaiser Maximilian und Marie von Burgund, Ferdinand von Aragon und Isabella von Castilien in lebensgroßen Figuren. Vor dem Thron, der die Bilder der Eltern trägt, die jugendliche Gestalt des Kaisers im Goldenen Vlies, das Schwert der Hoheitsrechte wie zum Himmel erhoben. Die Liese des Hintergrundes überdeckt von den Wappen aller seiner Länder. Dazwischen die Büsten Lannoys und der Erzherzogin Margarete; — das Ganze ein prunkhaftes Sinnbild des auf Pavia und Cambrai gegründeten Hochgefühls dieser Zeit.

Wie die erfahrenen kaiserlichen Räte den Erfolg von Cambrai beurteilten, zeigt ein Freundesbrief de Praets, der jetzt zur Beruhigung Italiens abgesandt war, an Granvelle. Er fand den Frieden so günstig, daß er auf den ersten Blick an eine Täuschung dachte. Er erwog die Gefahr eines neuen Friedensbruchs, fand aber alles in allem die Lage so, daß er unbedingt zur Ratifikation riet. Charles de Poupet, Herr von La Chaulz, der zweite aus dem engsten Kreise des Staatsrats, schrieb im September 1529 ähnlich aus Savoyen unmittelbar an den Kaiser.

Bald danach, im Oktober, traf sich La Chaulz mit Des Barres in Paris, und beide berichteten am 21. von der glänzenden Aufnahme, die sie dort gefunden hätten. Der König habe sie im großen Saal des Louvre empfangen, umgeben vom ganzen Hofe.

Welch ein anderes Bild, als jene Versammlungen der Kriegserklärungen und Herausforderungen im letzten Jahre! Jetzt kam schon in der Mitte des Saales der König auf die Gesandten zu, wartete die Anrede von La Chaulz gar nicht ab, sondern pries sogleich die ausgezeichneten Damen, die diesen Frieden zuwege gebracht hätten. Er wolle nun leben und sterben als des Kaisers wahrer Bruder und Freund; der Kaiser möge ganz über ihn und seine Mittel verfügen — mit weiteren schönen Worten. In seinen Gemächern kam er dann auf die Türkenfrage, äußerte den lebhaften Wunsch, König Ferdinand zu unterstützen, entwarf einen Kriegsplan mit 60 000 Knechten, Reitern und Artillerie, wobei der Kaiser natürlich Anführer, der König von Frankreich Führer der Avantgarde sein würde. Geld könne er leider nicht geben, da er dem Kaiser schon so viel zahlen müsse.

Aber er werde sich gern alsbald durch Savoyen und Piemont zum Kaiser begeben, um dem Feldzug Nachdruck zu verleihen.

Am 20. Oktober nach der Messe wurde in der Kathedrale von Notre Dame, unter großem Aufgebot vornehmer Herren und im Beisein der Gesandten von England, Venedig, Mailand, Florenz und Ferrara, die etwas widerwillig erschienen waren, der Friede beschworen. Darauf gab der König den Gesandten ein Frühstück im bischöflichen Palais. Abends waren sie beim Grandmaitre, der sich noch einmal besondere Mühe gab für den Herzog von Ferrara, den Schwager des Königs als Gemahl der einst viel verhandelten Renate. In denselben Tagen und in ähnlicher Feierlichkeit beschwor auch Karl seinerseits zu Piacenza den Frieden in Gegenwart des Admirals von Frankreich.

Der Kaiser in Italien. Krönung in Bologna 1530

Denn inzwischen hatte der Kaiser endlich seine Italienfahrt antreten können. In Barcelona waren die sehlichst erwarteten vierzig Maultiere mit Geld aus Portugal und Castilien eingetroffen. Hier hatte der Hof auch die Nachricht von der Niederlage St. Pols bei Landriano erhalten, „als wenn die Sache des Kaisers von Gott selbst wunderbar geführt würde“, bemerkte Gattinara. Alle Voraussetzungen für einen guten Verlauf der Fahrt schienen gegeben. Freilich kam noch eine letzte Warnung vor der Italienfahrt aus der Feder Margaretes. „Mein Gebieter“, schrieb die Lante, „Euer tapferer und hochherziger Sinn verlangt die Fahrt nach Italien; mir und allen Euren Dienern hierzulande hat diese Sorge für Eure Ehre und Reputation, Eure Sicherheit und Eure Staaten tiefe Befriedigung gegeben. Allein die Gefahren für Eure Person und die Schwierigkeiten der Sache erwecken zugleich Bedenken und Sorgen.“ Der Kaiser dürfe die Fahrt erst unternehmen, wenn er mit Geld, Truppen und Lebensmitteln ausgiebig versehen sei; sonst könne es ihm gehen wie einst Karl VIII von Frankreich, der glücklich ins Land kam, aber schon in Rom an Geldmangel litt, zurückkehren mußte und seine Ehre einbüßte.

Indessen, die Dinge waren nun einmal im Rollen und diese Einwände dem Kaiser zu vertraut, als daß er sich dadurch noch hätte hindern lassen. Außerdem war ein gut Teil der Befürchtungen Margaretes mittlerweile überholt. Ende Juli stach man in See, landete am 6. August in Monaco, am 9. in Savona, am 12. in Genua. Von hier ging es über Tortona, Voghera, Piacenza, fast zur

Enttäuschung des jungen Kaisers durch ein bereits befriedetes Land nach Bologna, wo er am 6. Dezember feierlich eintritt.

Die Renaissance entfaltete alle ihre Pracht zu seinen Ehren. Die herrliche Stadt im Schmuck der Teppiche und Girlanden, der plastischen Kunstwerke und der Scheinarchitekturen, stellte an ihren Triumphbögen das ganze wiedererstandene Altertum als eine historische Interpretation von Land und Volk vor den schaulustigen Augen dar. Dem vierundsechzigjährigen Gattinara, der unterwegs den schon 1525 versprochenen Kardinalspurpur erhalten hatte, mochte das Herz klopfen, als er hier nun wirklich die Bilder der römischen Kaiser Cäsar, Augustus, Titus und Trajan neben den Wappen seiner kaiserlichen Majestät bemerkte. Er ritt im nächsten Gefolge des Kaisers neben Heinrich von Nassau, Alessandro Medici und dem Markgrafen von Montferrat, selbst Graf und Markgraf eines kaiserlichen Lehens in Piemont. Die Nachricht von der rühmlichen Abwehr der Türken, die in wütenden Stürmen Wien berannt hatten, vergoldete das Bild dieses Tages der Erfüllung für den Kanzler.

Schon vorher hatte Clemens VII sich dort eingefunden, und wochenlang sah man nun die eben noch anscheinend unversöhnlich verfeindeten Häupter der Christenheit in vertraulichem Gespräch. Denn ihre Gemächer im Palazzo Publico waren durch geheime Türen miteinander verbunden. Der Aufenthalt zog sich fast vier Monate hin, vom Dezember 1529 bis gegen Ende März 1530. Man versteht den Verzug nur schwer, da Ferdinand immer dringender um das Kommen des Kaisers und um seine Hilfe gegen die Türken bat.

Was fesselte den Kaiser eigentlich solange scheinbar tatenlos an Bologna? Er hatte sich im Sinne seines großen Entschlusses die Fahrt ursprünglich ganz anders gedacht. Nun überkam ihn ein fast schwindelndes Gefühl angesichts der täglich wechselnden politischen Lage, die seiner mühsam gefaßten Entschlüsse zu spotten schien. Er empfand selbst das Bedürfnis, sich vor dem Bruder zu rechtfertigen, und tat das in dem sehr ausführlichen und vertraulichen Schreiben vom 11. Januar. Dabei lehnte er sich, wenn nicht alles täuscht, noch einmal, wie in früheren Fällen, eng an Formulierungen Gattinaras an, die durch seinen eigenen natürlichen und etwas sentenziösen Stil wie Gerüste hindurchschimmern. Das Ganze ein gegen 1525 doch sehr viel reiferer Versuch, sich über die Gesamtheit seiner schwierigen Lage Rechenschaft zu geben.

Er wünschte, sein Brief könne fliegen und auch die Antwort käme sobald als möglich. Auf Ferdinands Anfrage wegen eines Vertrages mit den Türken stellte er nüchtern fest, daß sie beide allein die Mittel zum erfolgreichen Kampf gegen den Großherrn nicht besäßen, daß die anderen Fürsten gerade ihnen beiden

auch keine nennenswerte Hilfe leisten werden. Ein Frieden selbst mit Opfern sei nicht von der Hand zu weisen. Freilich würden hernach alle behaupten, was Wunder sie hätten leisten wollen, und ihn erinnern an seine oft ausgesprochene Absicht, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Der Sultan könnte auch denken, Ferdinand habe den Frieden nötig und er hätte nur noch ein wenig auszuhalten brauchen, um Größeres zu erreichen. Oder aber, er würde sich, nunmehr gegen Ferdinand gedeckt, erst recht gegen den Kaiser wenden. Doch die Gründe für den Vertrag überwogen diese Bedenken. Freilich, der Papst richtete soeben durch die bei ihm beglaubigten Gesandten an die Fürsten und Mächte eine Aufforderung zur Türkenabwehr; die Antworten würden langsam eingehen und könnten lauten: Warum sollen wir Hilfe leisten, wenn Ihr Frieden macht? Da es weiter gut wäre, abzuwarten, wie sich die Dinge in Deutschland anließen, rate er zum Hinhalten durch eine vorläufige Antwort, nicht durch eine Gesandtschaft, wobei der Verzug zu entschuldigen und die Bereitwilligkeit auszudrücken wäre, lieber in Güte als in Waffen mit dem Sultan zu handeln.

Was aber sein eigenes weiteres Verhalten und die Fahrt nach Deutschland betreffe, so bitte er (fast als wollte er das eben gegebene Rezept für sich verwenden) zunächst um Rat über drei Möglichkeiten. Entweder sich sogleich krönen zu lassen und bald zu kommen, oder die Krönung in Rom zu suchen und im Mai oder Juni nach Deutschland zu ziehen; oder endlich, falls das wegen Deutschland angehe, zunächst in Neapel nach dem Rechten zu sehen und erst im Herbst in Deutschland zu sein. Damit Ferdinand klarer sehe, wolle er noch einmal alles zusammenfassen, sowohl die Gründe für seinen Zug aus Spanien nach Italien, wie die Veränderungen, die seitdem eingetreten seien, und zum dritten die gegenwärtige Lage.

Sein Hauptgrund für die Fahrt sei gewesen, daß man mit dem bisherigen Verhalten in Italien nie den Frieden gemacht und nie den Krieg beendet hätte, während seine Mittel zu Ende gingen; daß die großen Häresien in Deutschland die Gefahr eines anderen römischen Königs mit sich brächten, während er nur als gekrönter Kaiser für Ferdinand eintreten könne. Endlich wüßte er Neapel zu besuchen, wenn es gehe. Denn er wolle Italien den Frieden bringen. Es vollkommen beherrschen zu wollen, hieße „ewig“ kriegen und niemals die gewünschte Freundschaft mit dem Papst gewinnen. Obwohl ihm viele abrieten, habe er sich doch zur Fahrt entschlossen.

Nun sei aber manches ganz anders gekommen, als er sich gedacht habe. Weil viele die Fahrt nicht wollten und man auf das portugiesische Geld wartete, verspäteten sich alle Zurüstungen. Untermwegs sei dann die Nachricht von dem Frieden mit Frankreich gekommen und damit die Absicht auf Kriegführung

in Italien gefallen. Andererseits habe Ferdinand erfreuliche Nachrichten über den Verlauf der Türkenabwehr geben können; beides ließ ihn sich gründlicher der Ordnung Italiens widmen, wodurch er freilich dem Bruder ferner blieb, als wenn er gleich auf Venedig gerückt wäre. Er habe also seine friedliche Einstellung betont, aber „wie man meist das Gegenteil erreicht, wenn man eine Sache sehr zu begehren scheint“, so sei es auch hier gegangen. Der Papst verlangte Erfüllung seines Versprechens gegen Florenz. Man trug ihm vor, daß in 15 bis 20 Tagen alles bereit sei; dann hieß es, man brauche sehr viel länger, und nun ziehe sich die Sache noch immer hin, unklar ob in Güte oder Gewalt. In der Zwischenzeit habe er wenigstens die Verträge mit Venedig und dem Herzog von Mailand abgeschlossen. Hier die Herrschaft für sich oder Ferdinand in Anspruch zu nehmen, wäre nicht gegangen, wenn man nicht einen „unsterblichen Krieg“ wollte. Denn immer bleibe es unsicher, ob Frankreich wirklich Frieden halte. Es neige zu England, wo der König seine Frau, ihre Tante, ohne Zulassung des Papstes, verlassen wolle. Frankreich und England würden vom Kriege absehen, wenn sie den Frieden in Italien sähen (wieder ein echt Gattinarascher Gedanke). Neapel habe er wieder fest in Händen und 21 000 Mann verfügbar. Es blieben nur noch die Sorgen um Florenz und um Ferrara. Denn es empfehle sich, jetzt auch die letzten glimmenden Funken auszutreten.

Und so sehe sich denn die gegenwärtige Lage an. Er wolle dem Papst sein Wort halten, obwohl einige von diesem jede Unehrllichkeit erwarteten; wolle auch Frankreichs Verhalten abwarten, das angefangen habe in bezug auf Neapel, Stenay und Hesdin seine Bedingungen zu erfüllen. Aber es bestehe bei vielen die Vermutung, daß der König seine Praktiken in Italien weiter treibe, in Florenz und in Venedig, und daß er den Frieden breche, vor oder nach der Freigabe seiner Söhne. Was England betreffe, so wolle der Papst die skandalösen Ansprüche des Königs nicht bewilligen, scheue sich aber, die Obödienz des ganzen Landes zu verlieren. Der König werde Dummheiten machen, die Grund genug wären zum Kriege. Der Vertrag mit Andrea Doria laufe im Mai oder Juni ab, doch hoffe er ihn zu behalten. Aus alledem ergebe sich auch die Frage, ob er Zeit behalte, sich in Rom krönen zu lassen, was einige als das Wesentliche ansähen, oder ob es hier in Bologna sein solle, damit er bald kommen könne. In diesem Falle müsse Ferdinand sagen, was in Sachen der Häresien zu geschehen habe, und was in Sachen der Königswahl, die er unter allen Umständen durchsetzen werde.

Der Brief sei lang geworden und sehr vertraulich, doch sei noch mehreres „in der Feder stecken geblieben“, was er hoffe bei ihrem persönlichen Zusammensein zu besprechen.

So also betrachtete der Kaiser Mitte Januar die Lage. Noch waren Rom und Neapel nicht endgültig aufgegeben. Da gab das erneute Drängen Ferdinands den Ausschlag. Auch Margarete warnte von den Niederlanden aus, nicht Zeit und Geld dem Papst zuliebe zu zersplittern, da Ferdinand so dringend der Türkenhilfe bedürfe. „Ihr Häupter der Christenheit“, schrieb sie dem Neffen, „könntet dort zulande niemals soviel Ehre gewinnen, als Ihr verliert durch Versäumung der Türkenabwehr.“ Zur Geldbeschaffung bleibe nichts anderes übrig, als in der ganzen Christenheit einen Teil der Kirchengüter zu verkaufen, zumal der Ritterorden, auch in Preußen — angesichts der Tatsache, daß die deutschen Fürsten, insbesondere die lutherischen, sie ganz unbefangenen zu Domänen machten. Der Papst müßte dazu die Hand bieten. Eine allgemeine Tagung der Christenheit sei gewiß zu umständlich, aber sie empfehle drei große Versammlungen, eine beim Kaiser für Italien und Spanien, eine zweite unter ihrer Leitung in Cambrai für Frankreich, England und Schottland; und eine dritte für ganz Deutschland und die Nebenländer unter Ferdinand — alles zu beschleunigten Maßregeln für eine große Türkenexpedition. Das war in der Kreuzzugs-idee echt burgundisch und zugleich echt maximilianisch gedacht, Dreiteilung Europas unter die habsburgischen Geschwister.

In Bologna bewegte man sich keineswegs in solchen Gedanken. Auch die Meinung des Papstes war auf ganz andere Dinge gerichtet, als auf Opfer aus den Mitteln der Kirche. Von den Einzelheiten seiner Verhandlungen mit dem Kaiser erfahren wir allerdings wenig; am unmittelbarsten spricht zu uns einer jener von Karl benutzten, teilweise eigenhändigen Notizzettel, der sich zufällig in Simancas erhalten hat. Da steht an der Spitze: „das wegen der Königin von England“ — wir kennen die Sache. Dann „die Bestätigung der Bulle wegen Ausdehnung des königlichen Patronats und Bestätigung der Union der drei Großmeisterschaften“; weiter „ein Breve mit der Ermächtigung, über ihre Rente noch für neun Jahre nach meinem Tode zugunsten meines Seelenheils verfügen zu dürfen“ — diese Gedanken begleiteten den Kaiser also auch jetzt auf der Höhe seines Lebens. Ähnlich der Wunsch einer Abänderung des Breve mit der Absolution wegen des Sacco di Roma — und so noch eine Reihe von eigenen Anliegen und solchen der spanischen Krone und Kirche, wie „das, was die Inquisition betrifft, worüber ich ein Memorial habe“; auch die Pensionen, die der Papst beziehe aus der Kirche von Toledo.

Nach den späteren Memoiren des Kaisers wurde auch über das Konzil verhandelt, worauf wir bald zurückkommen.

Die Angelegenheiten Italiens erschienen den beiden hohen Herren im Augen-

blicke offenbar als das weitaus Dringendste. Francesco Sforza erhielt Gelegenheit zur Rechtfertigung und daraufhin die förmliche Belehnung mit Mailand. Wie hätte ihn der Kaiser auch schuldig sprechen können, nachdem der viel schwerer belastete Papst mit ihm vertragen war? Venedig kam durch Contarini in allen Punkten entgegen. Wegen Ferrara gab es Schwierigkeiten, aber keinen Streit.

Auf Kaisers Geburtstag 1530 wurde die Kaiserkrönung anberaumt. Man sah um Deutschlands willen endgültig von Rom ab. Karls Wunsch, bei dieser Feier deutsche Fürsten um sich zu sehen, scheiterte an der Kürze der Zeit; nur der junge Pfalzgraf Philipp, der Neffe des Kurfürsten und des Pfalzgrafen Friedrich, war zugegen; er trug beim festlichen Zuge in die Kirche dem Kaiser den Reichsapfel voran, wenigstens ein Symbol von Kurpfalz und vom heiligen Reiche deutscher Nation. Am 22. empfing Karl die eiserne Krone der Lombardei aus den Händen des Papstes, am 24. Februar die Kaiserkrone; wiederum ein Prunkfest großen Stils. Zum letzten Male sah die Welt im vollen Ornat die höchsten Ämter von Kaiser und Papst so, wie sie seit zwei Jahrhunderten zahlreiche Fresken italienischer Kirchen und Stadthäuser darstellten.

Die einzige Aufgabe, die der kaiserlichen Generale in Italien noch wartete, war zugleich die trübste. Clemens VII bestand auf der Unterwerfung von Florenz. Ein letzter wenig würdiger Sprößling aus dem Geschlecht des alten Cosimo war als Herzog in Aussicht genommen; der Kaiser dachte ihm später seine damals erst achtjährige natürliche Tochter Margarete zur Ehe zu geben.

So zogen denn drei Jahre nach dem Sacco di Roma kaiserliche Truppen vor das viel edlere Florenz, um es mit Gewalt zu erobern und unter die Herrschaft des Hauses Medici zurückzuzwingen. Mit der Blüte der Kunst sollte nun auch die letzte Bürgertugend zugrunde gehen. Es geschah nach langen Kämpfen im Lande und um die Mauern, wobei Michelangelo Buonarotti selbst als Feldbaumeister mitwirkte; und nach beiderseits schweren Verlusten. Denn auch der Kaiser mußte ein hohes Opfer bringen mit dem Leben des jüngsten und hoffnungsvollsten seiner Generale, des Philibert von Chalon, Herrn von Dranien, der bei einem der Außengefechte dieses Krieges am 3. August vor Gavinana, unweit Pistoja, mitten im Reitergetümmel zu Tode getroffen wurde. Seine Mutter setzte ihm ein Denkmal durch Konrad Meit, den Bildhauer der Erzherzogin Margarete; seine Titel erbte René, der Sohn seiner Schwester Claude und Heinrichs von Nassau; so kam „Dranien“ an Nassau.

Inzwischen hatte der Kaiser Italien längst verlassen. Im April, Mai und Juni zog er über Mantua, Peschiera, Rovereto, Trient und Innsbruck nach Deutschland. Er trat ein in das Land seines Schicksals und, als ob die alte

Zeit sichtbarlich von ihm weichen sollte, verlor er zu Innsbruck am 5. Juni nicht ganz unerwartet seinen Großkanzler, Mercurino Gattinara, dessen Erdentage nur Arbeit gewesen waren für das kaiserliche Haus, dessen Lebensabend ihm aber jene Erfüllung gebracht hatte, die sein letztes Lebensziel gewesen war, Kaiserkrönung und Befriedung Italiens.

Der Tod Gattinaras bedeutete für Karls innere Entwicklung den Abschluß. Fortan hat niemand mehr entscheidenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Von einem Oberstkämmerer in der Art des Chivères war schon längst keine Rede mehr. Dagegen begleiteten den Kaiser noch für drei Jahre die brieflichen Ratsschläge seines früheren Beichtvaters Loaysa, den er eines Tages ziemlich schroff aus dem Staatsrat entfernt hatte, und der jetzt, obwohl zum Kardinal erhoben, sich in Rom wie verbannt fühlte. Er schrieb in dem höflich ergebenen Tone des Mannes, der am liebsten jeden Tag zurückgekehrt wäre. „Wenn meine Abwesenheit von Eurer Majestät damit bezahlt wird, daß Ihr im Guten beharrt, dann werde ich meine Strafe als eine Freude hinnehmen.“ Karl, der Loaysas Klugheit schätzte und ihn zu seinen Briefen offenbar immer wieder ermunterte, holte ihn doch nie wieder in seine unmittelbare Nähe. Immerhin war es Loaysa, der Karl als Ersatz für Gattinara die beiden Männer empfahl, die in der Tat fortan seine vornehmsten Ratgeber wurden, Cobos und Granvelle. „Ich hielt immer dafür“, schrieb er, „daß Cobos der Schrein Eurer Ehre und Geheimnisse sei, daß er Eure Mängel ausgleiche und seinen Herrn zu entlasten wisse. Er wendet nicht viel Geist an, um Feinheiten und Witzworte zu sagen wie andere. Aber er murt nicht über seinen Herrn und ist allgemein beliebt. Herr von Granvelle aber ist ein gewandter Anwalt und guter Lateiner, eine Persönlichkeit und guter Christ, verständig in Geschäften. Er ist im Verkehr nicht so angenehm, wie der Staatssekretär, aber wenn er ein Amt hat, so wird er auch Geduld bekommen. Mein Votum also wäre, daß Eure Majestät Ihr eigener Großkanzler sei, aber alle Geschäfte mit diesen beiden behandelte.“

Der Nachfolger Lalemands als Kabinettssekretär, Anton Perrenin, erscheint noch in der Beglaubigung des Codicills von 1532 neben Cobos als Sekretär und öffentlicher Notar, ist ihm aber politisch nicht ebenbürtig geworden, da er für die außerspanischen Dinge durch Granvelle völlig in den Schatten gestellt wurde. Dieser war seinerseits nie Sekretär, sondern Diplomat und Staatsmann. 1486 zu Ornans in Burgund geboren, hatte er ähnlich wie Gattinara seinen Weg über Dôle, den Dienst der Erzherzogin Margarete und die Gesandtschaft in Frankreich genommen; er wurde der eigentliche Bearbeiter der großen Politik. Dafür lagen Cobos' besondere Qualitäten auf dem Gebiete

des Finanzwesens, wobei er als kluger Geschäftsmann sich selbst nicht vergessen hat. Aus bescheidenen Anfängen hatte er sich unermüdlich emporgearbeitet; schon Chièvres unentbehrlich, vereinigte der aufgeräumte und gewandte Andalusier nach und nach die Sekretariate der wichtigsten castilischen Ministerien in seiner Hand. So zog er nicht geringeren Nutzen aus seinen Stellungen als einst Chièvres; nur waren seine Renten technisch geschickter an die Finanzquellen angeschlossen; als Sekretär des Indienrates gewann er die Kontrolle des Schmelzens und Eichens der Edelmetalle mit einer Abgabe von 1% und ähnlich gewinnbringende Salzrechte, ebenfalls für alle amerikanischen Kolonien — was ihm gewaltige Einnahmen verbürgte.

Mehr noch als auf Personalien erstreckten sich Loaysas Ratschläge nach wie vor auf das persönliche Leben des Kaisers. Die oft scheinbar harten Urteile heben sich in ihren Übertreibungen selbst auf. Gleichwohl bleiben sie doch überaus lehrreich für die ernste, vulgär kirchliche Auffassung von sittlichen Dingen, in der sich der Kaiser bewegte. Er könne sich jederzeit auch aus dem tiefsten Sündenpfehl wieder erheben, jederzeit „ein neues Hauptbuch für das Gewissen anlegen“, schrieb der Kardinal. „Möge Eure Majestät überzeugt sein, daß Gott niemandem ein Reich gibt, ohne ihm damit eine größere Verpflichtung aufzuerlegen, ihn zu lieben und seine Gebote zu bewahren.“ „Immer stritten in Eurer königlichen Person Trägheit und Ruhm. Ich hoffe, daß Gottes Gnade Euch in Deutschland gebe, Eure natürlichen Feinde, das Wohlleben und die Zeitvergeudung, zu überwinden.“

Solche Gedanken werden den Kaiser selbst beschäftigt haben. Kriegsrühm in Italien zu ernten war ihm wider Erwarten versagt geblieben. Vielleicht winkten ihm auf anderem Gebiet Ehre und Reputation. Bisher waren nach oft furchtbaren Prüfungen schließlich noch immer seine kühnsten Träume übertroffen von märchenhaften Erfolgen. Sollte es ihm nicht gelingen, die Abgewichenen zurückzuführen und die Ungläubigen mit Gottes Hilfe niederzuschlagen? Loaysa hatte er einmal gestanden, es verlange ihn, sein Leben einzusetzen. Der Reichsvater bezog sich darauf: Die Gelegenheit sei nun da.